

OBJEKTIVER FAKTOR STUDENT

Zur Bedeutung studentischer Protestformen
im Rationalisierungsprozeß des Studiums

Inauguraldissertation zur Erlangung des Grades
eines Doktors der Philosophie im Fachbereich Gesellschafts-
wissenschaften der Johann Wolfgang Goethe-Universität

vorgelegt von Wolfgang Kraushaar aus Gilsa

1982

INHALTSVERZEICHNIS:

<u>Vorspann:</u> Dissertationen - Zur Reflexion der Form.....	S.2
<u>Einleitung:</u> "Der Papalagi" - Eine Pseudokonkretion...	S.23
I. <u>Emanzipatorische Sinnlichkeit?</u>	S.27
II. <u>Autonomie und Heteronomie der Universität</u>	S.32
III. <u>Reflexion und Rationalisierung der Wissenschaft</u> .	S.42
IV. <u>Gleichgültigkeit und Überidentifikation</u>	S.56
V. <u>Die Partialisierung des studentischen Subjekts</u>	S.65
VI. <u>Das Ende der Hochschulpolitik - Ein Neuanfang?</u> ...	S.74
Fußnoten.....	S.82
Literaturverzeichnis.....	S.86
Lebenslauf.....	S.105

"Die Organisation der Hochschule beruht nicht mehr auf der Produktivität der Studenten, wie es im Geiste ihrer Gründer lag. Sie dachten den Studenten wesentlich als Lehrer und Schüler zugleich; als Lehrer weil Produktivität gänzliche Unabhängigkeit bedeutet, Hinblick auf die Wissenschaft, nicht mehr auf den Lehrenden. Wo die beherrschende Idee des Studentenlebens Amt und Beruf ist, kann sie nicht Wissenschaft sein. Sie kann nicht mehr in der Widmung an eine Erkenntnis bestehen, von der zu fürchten ist, daß sie vom Wege der bürgerlichen Sicherheit abführt."

Walter Benjamin,
Das Leben der Studenten

Dissertationen - das Neue als Wiederkehr des Immergleichen

Zur Reflexion der Form

Dieser Text ist eine Dissertation. Genauer, er ist ein Entwurf zu einer solchen, der dem zuständigen Fachbereichsausschuß zur Einleitung eines Promotionsverfahrens vorgelegt werden soll. Eine solche Feststellung, die den Text zum Teil einer Prüfungsprozedur macht, reicht heute in vielen Fällen schon aus, um die damit geleistete Arbeit qua definitionem in der Öffentlichkeit zu disqualifizieren.

Das Desinteresse an Dissertationen ist zwar von Fach zu Fach verschieden, in dem hier betreffenden jedoch, den Politikwissenschaften, scheint es, wie in anderen geistes- und sozialwissenschaftlichen Bereichen auch, ein durchgängiges zu werden. Beim Anblick der Kladden ist die Reaktion fast ohne Unterschied: Der Professor ächzt, das Kollegium stöhnt, der Verleger windet sich und ein Leser will sich kaum mehr finden. Das Werk wird gemeinhin als Last betrachtet, die es wohl oder Übel zu tragen gilt, wenn der außer ihm liegende Zweck, die Erlangung eines Grades, erfüllt werden soll. Anstatt auf Einsichten zu hoffen, befürchtet man eher einen Streit unter den Gutachtern und stellt sich darauf insgeheim schon mit einer Art Abwehrhaltung ein. Bei alledem macht der Doktorand, wengleich in der Doppelrolle von Täter und potentielltem Opfer, kaum eine Ausnahme. Das selbstfabrizierte Opus ist auch

ihm oftmals nur eine Qual, die es, so zäh und langwierig sie auch sein mag, nur noch durchzustehen gilt. Als mehr oder weniger notwendiges Übel angesehen wird es zum Medium eines Durchlaufstadiums, das möglichst ohne größere Reibungsverluste hinter sich gebracht werden soll. Unter diesen Umständen haben Dissertationen die nicht eben geringe Chance als Totgeburten produziert zu werden. Die dann zumeist doch noch erfolgende, mittlerweile von jeglichem Charisma gereinigte Verleihung der Doktorwürde ändert an alledem so gut wie nichts. Eher das Gegenteil, die erfolgreich abgeschlossene Promotion besiegelt nur noch das allseits erwartete Schicksal: Das allgemeine Desinteresse an einem Studienprodukt, das zumeist mehrere Jahre an Arbeitszeit verzehrt hat.

Woran liegt das, welchen Sinn hat das und wenn es keinen mehr hat, was soll dann das Ganze überhaupt noch? Zunächst einmal kann es an der Einstellung der an diesem Verfahren Beteiligten liegen, die mit einer sich gegenseitig bestätigenden negativen Erwartungshaltung Umstände und schließlich ein Klima schaffen, das kaum eine andere, als die eben skizzierte Behandlung zuläßt. Dann kann es am Entwicklungsstand der Wissenschaft und dem an ihm orientierten Modus des Verfahrens liegen, der vielleicht besonders unvorteilhaft ist und schließlich an den Bedingungen für das Verfahren, die nicht unbedingt in der Kompetenz der an ihm Beteiligten liegen müssen.

Im ersteren Falle sind Überlastung, chronisches Desinteresse, Ignoranz und ein gewisser professoraler Narzißmus als Faktoren, die als Begleiterscheinungen durchaus eine Rolle spielen können, zu vernachlässigende Größen. Unter der Voraussetzung, daß die Arbeiten überhaupt gelesen werden, wobei man sich heute keineswegs sicher sein kann, liegt der entscheidende Anteil für die Erweckung eines Interesses notgedrungen beim Doktoranden selber. Miteinzubeziehen ist lediglich, daß er die positiven oder negativen Erfahrungen mit seinen Vorgängern, die sicherlich den Bereitschaftsgrad der jeweiligen Betreuer und Gutachter, sich überhaupt in einer angemessenen Weise auf das vorgegebene Thema einzulassen, nicht unwesentlich beeinflussen dürften, in Rechnung stellen muß. Wie sehen aber Dissertationen in den geistes- und sozialwissenschaftlichen Fächern heute im allgemeinen aus, wie kann ihre Denkmethode und ihr Sprachstil charakterisiert werden? Hartmut von Hentig hat seine Erfahrungen aus der Zeit vor der Hochschulreform dahingehend zusammengefaßt: "Die den Fakultäten vorgelegten Dissertationen

geben einen erschreckenden Eindruck vom s.v.v. 'Selbstverständnis' der Wissenschaften. Wenn es stimmt, daß Wissenschaft etwas mit Ökonomie der Erkenntnis zu tun hat, dann versagen die meisten dieser Dissertationen. Sie versagen vor allem, weil sie zugleich die Beherrschung eines Wissensfeldes extensiv (mit sehr viel sekundärer Literatur) nachweisen wollen (oder müssen?) und ein wissenschaftliches Problem akut damit lösen. Es werden die plattesten Gemeinplätze ... in die Form von Zitaten gebracht und alles nur irgend mit der Sache zusammenhängende ... Detail aufeinandergetürmt, als sei Mangel an wissenschaftlichem Lesestoff unser Hauptproblem und nicht umgekehrt, wie man mit geringstem Aufwand der Fülle immer neuer Informationen Herr wird ... Niemand läse die so zusammengebastelten Arbeiten freiwillig, und ich glaube auch niemand schreibe sie freiwillig. Zum Nachweis der wissenschaftlichen Redlichkeit wird man schließlich beides - unredlich und unpraktisch ... Diese Monstrekompilationen mit dem riesigen Umfang und dem minimalen Ergebnis sind das notwendige Produkt einer auf sich selbst bezogenen Wissenschaft."(1) Eine solch desillusionierende Beurteilung durch einen erfahrenen Hochschullehrer trifft auch anderthalb Jahrzehnte danach wohl für die Mehrzahl der eingereichten Dissertationen zu. Die Negativerfahrung, die ehemals nur für einen Teil gegolten haben mag, hat sich im Durchschnitt gesehen fast überall bestätigt.

Wer sich die Zeit nimmt in Dekanaten, Fachbereichs- oder Universitätsbibliotheken mehr als einen bloß flüchtigen Blick in einige der in langen Reihen aufbewahrten Erstlingswerke zu werfen, der merkt rasch, daß das, was hier geordnet steht, in gewisser Weise auch verordnet wurde. In einer geradezu organisierten Bedeutungslosigkeit neutralisieren sich die Arbeiten gegenseitig. Als Ausdruck ihres systematischen Scheiterns werden sie nicht mehr gelesen, sondern nur noch sorgfältig gesammelt. Was der Pädagoge und Doyen der Universitätsgeschichtsschreibung Friedrich Paulsen schon 1902 in einer unzweideutigen Formulierung bemängelte, daß "Dissertationsfabriken ... eine ungesunde Erscheinung des Universitätslebens"(2) seien, das scheint nun auch noch Ausdruck einer Überfluß- und Verschleißproduktion geworden zu sein: Die universitären Theorieprodukte als Ausstoß einer sich geradezu auf somnambule Weise reproduzierenden Textfabrik. Das, was als Erweiterung des wissenschaftlichen Erkenntnishorizonts institutionalisiert wurde, das hat sich nun in der Form eines blinden Selbstlaufsystems ver-

selbständig. Das Graduierungswesen, das an den Fortschritt des Fachwissens geknüpft war, hat sich offensichtlich von den gesellschaftlichen Bedingungen seiner Erkenntnisproduktion abgelöst und immer mehr in das Unwesen einer blossen Titelmanchinerie verwandelt.

Auf besonders drastische Weise drückt sich der Selbstlauf des Dissertationsbetriebs im Leerlauf der darin geäußerten Gedanken aus. Argumentationsfolgen, die nur noch die vermeintliche Reinheit einer Methode demonstrieren, sind ziel- und zwecklos geworden. Wo jedoch Hypothesen in den Wind gestellt sind, Begründungen nicht mehr einhaken und Schlußfolgerungen die Beliebigkeit eines Konsumaktes in einem Warenhaus angenommen haben, da hat der Schreibende auch seinen logischen Kompaß verloren. Weil es statt einer Richtung nur noch die Windrose der nackten Intentionen gibt, geht die Folge der Gedanken ins Leere, läuft aus. Jeglicher Widerspruch, der das Ferment einer lebendigen Theorie ausmachen könnte, ist von vornherein immunisiert: Wo aber keine zündende Idee ist, da entzündet sich auch kein Interesse, bestenfalls die Augen. Für den Leser, der sich gleich zu Beginn durch zahl- und planlose Konstruktionen aus einer abbreviativ vorgeführten Sekundärliteratur hindurchquälen muß, wird die Suche nach den trigonometrischen Punkten des Textes zur Plage. Orientierungslos zwischen Andeutungen und Querverweisen umherirrend, hofft er schließlich auf ein Motiv. Doch auch dieses Ansinnen, die Motivsuche, wird unvermittelt zu einer Art Rebus: Wo hat sich der Autor versteckt, ja hält sich überhaupt einer im Gestrüpp der Objektivitäten auf oder ist es nur die Stimme irgendeines Herrn, die einem entgegenbellt? So verliert sich der Leser meist schon nach wenigen Seiten im Dickicht der Zitate: Die Ohren bleiben taub, die Sinne werden stumpf, das Interesse erlahmt, ein Motiv ist nicht in Sicht und kein Ich will reden. Auf der aussichtslosen Suche nach Autorenschaft gibt der Leser seinen Geist, noch bevor er sich textlich reinkarnieren konnte, auf und klappt das opus magnum zu.

Derweil hält sich der akademische Aspirant sorgsam hinter den Großmogulen seines Fachs versteckt. Bei den großen Namen hat er Deckung gesucht, weil er in einer möglichen Diskussion auf keinen Fall eine Angriffsfläche bieten will. Sollte er dennoch unvermutet auf eine Unklarheit hin angesprochen werden, dann findet sich immer noch ein allseits anerkanntes Zitat, in das er sich mühelos zurückziehen kann. Um diese Zufluchten hat er seine Argumente wie

Schutzschilder aufgestellt, seine Argumentationsketten wie bei einer Wagenburg im Rundkreis aneinandergesetzt - ohne zu merken, daß er sich damit letztendlich nur selber einzingelt. Weil der Spielraum auf ein Minimum zusammengeschmolzen ist, können sich die spärlichen Gedanken nur noch im Kreise drehen. Aus dem Gedankenlauf ist ein Leerlauf der Gedanken geworden.

Nun kann nichts anderes mehr folgen als eine manische Beschwörung von Gedankenfiguren, die längst schon zu leblosen Formeln erstarrt sind. Die theoretische Choreographie ähnelt der einer Marionettentruppe, die hölzern auf der Bühne der Vernunft einherstelt. Von unsichtbaren Händen in Bewegung gehalten, ächzen die Vermittlungsgelenke bei jedem Gedankenschritt. Die Folge der Argumentationen ist ungelent und staksig, weil die Definitionen zucken, die Begriffe zappeln und die Kategorien sich schließlich unauflösbar im Mischmasch der Theorien verheddern. So werden Begründungen in grundlosen Boden gesetzt, Prinzipien zu Tode geritten und qua reiner Methode der Wissenschaft das letzte Quentchen Vernunft ausgetrieben. Abstrahiert wird von anderen Abstraktionen, deren Bedeutung meist wie eine imaginäre Wolke am Ideenhimmel schwebt. Die Allgemeinbegriffe erdrosseln alles Besondere und das Besondere verliert sich als bloße Idee irgendwo hinter der Bühne. Und wenn der lange Arm von oben die Puppe nicht mehr führt, dann fällt die Figur in sich zusammen und bleibt schließlich leblos in den Seilen hängen. In der so erstarrten Bewegung aber entpuppt sich der Figurantanz der Theorie als Marionettentheater der Vernunft.

Und einem Denken, das zu einem hölzernen Skelett verhunzt ist, dem kann auch kein noch so schönes Sprachkleid mehr weiterhelfen. Die bunten Rüschen und kecken Bördchen wirken nur noch aufgesetzt und albern. Je weniger die Ausdrucksformen der Sprache dazu in der Lage sind, ihre Gegenstände präzise zu erfassen, desto mehr blähen sie sich zu einem terminologischen Unikum auf. In der Zelebration der ewiggleichen Wendungen verkommen die Worte zu modischen Accessoires. Ein Stylist hier, ein Modemacher da; die Konjunkturen sind kurzatmig, aber endlos, weil die eine die andere jagt. Ihre Ritter leiten unvermeidlich die Inflation des Vokabulars ein. Kaum ein Wort hält noch, was es verspricht. Was gestern noch eine Bedeutung in sich barg, wirkt heute schon schal und abgestanden. Die Termini der Saison, die noch in ihrem falschen Reichtum glitzern, strahlen insgeheim schon den Verwesungsgeruch des Ewiggestrigen aus. Die unablässige Jagd nach dem Neuen will anscheinend nur zu künstli-

chen Obsoleszenzen führen. Vom Gesetz aller Zirkulation umhergeschleudert, erstarrt auch das lebendige Sprachvermögen zur Warenform. Die Bezeichnungen unterliegen auch dort dem Wiederholungszwang, wo sie ihm zu entrinnen meinen und bestätigen damit nur insgeheim die Ritualfunktion der wissenschaftlichen Terminologie. Im Neuen als Wiederkehr des Immergleichen gerinnen die Sprachformen zur stilistischen Makulatur. Der Ausdruck erstarrt als Hülse, das Zeichen reduziert sich auf ein Mittel und nichts hält beides mehr zusammen. Die Bedeutung schwebt darüber, die Konkretion liegt weit darunter, in schier unerreichbarer Ferne. Von der Bewegung um der Bewegung willen ist nur ein steriles Etwas übriggeblieben. Der Corpus ist aufgedunsen und wird nur noch von der reinen Form notdürftig zusammengehalten. Die Fäden, die das Innere kunstfertig miteinander verknüpfen sollten, liegen nun wie bei einem fest verschürten Paket auf der Außenhaut. Mit einem ausweglosen Prinzip sind sie bis zur letzten Konsequenz festgezurr.

Indem die Sprache so der Methode geopfert und ihr Leichnam auf dem Podest der Abstraktion aufgebahrt wird, kann der Text schließlich zum Fetisch werden, dem es sich zu unterwerfen gilt. Im Procedere der Textkompilation hat das Sicherheitsgebaren auf der ganzen Linie obsiegt. Jeglicher Keim der Phantasie ist von mächtigen Legitimationsgerüsten erdrückt worden. Einen Text verfassen heißt nunmehr eine szientifische Versicherungspolice vorzuweisen. Dabei wird der Sprachcode zugleich zu einer Art Geheimcode. Vom schier unausweichlichen Detaillierungswahn befallen hat die Darstellung jede vernünftige Ebene der Kommunizierbarkeit längst weit unterschritten. Was in der Logik des dissertierenden "Schöpfertums" selbst angelegt ist - nämlich für jede neue Arbeit dem losgelassenen, aufstiegsorientierten Forscherdrang ein noch unbeackertes Wissensfeld zu erspähen - das treibt hier seine schrulligen Blüten. Je eingegrenzter und heruntergeschraubter der thematisierte Gegenstand, desto geringer fast immer auch der Geltungsanspruch, den eine solche Arbeit überhaupt noch vertreten kann. Die Zitatreihen, die an den Seitenenden kleben, muten wie die Sprossen einer Leiter an, die die Verbindung zur Allgemeinverständlichkeit wiederherstellen soll. Dennoch wird aus dem Diskurs zumeist doch nur ein kommunikatives Konkursverfahren: Der Doktorvater versteht seinen Doktoranden nicht mehr, die Doktoranden sich nicht mehr untereinander, geschweige denn die fachlich miteinander verbundenen

Professoren die Aspiranten ihrer Kollegen. Das Urteilsvermögen ist hoffnungslos parzelliert. Die Sektoren der Fächer und die Themen der Dissertationen sind wie Claims gegeneinander abgesteckt, die Fragestellungen im Zirkelwesen des akademischen Karussells fixiert. Das Phänomen der Sektenbildung hat längst schon auf den universitären Bereich übergegriffen und aus der scientific community einen sich untereinander befehrenden und ausspionierenden Verband von Geheimbünden gemacht, der seine eigenen Gurus, opinion leaders und Hohepriester hat. Dabei verlieren sich die Zusammenhänge der Disziplinen zwangsläufig immer mehr Im Dunst der Details und die Titellisten der abgegebenen Dissertationen muten fast durchweg wie ein Gang durch ein geheimes Kuriositätenkabinett der alma mater an. Das Mißverhältnis zwischen pedantischer Ernsthaftigkeit und heruntergeschraubtem Geltungsanspruch bietet reichlich Anlaß zu unfreiwilliger Komik.

Wenn hier eine Tirade erfolgt ist, die semesterlangen Erfahrungen Luft verschafft hat, die ich als studentischer Hilfswissenschaftler im Umgang mit Dissertationen, Staatsexamens** und Diplomarbeiten gemacht habe, dann soll zwar ein grundsätzliches Versagen herausgearbeitet, dennoch aber nicht alles über einen Kamm geschoren werden. Hoffnungen auf Gegenkräfte, die einem lebendigen Reflexions- und Sprachvermögen entstammen, sind nicht völlig unbegründet, ihre Durchsetzungsfähigkeit muß jedoch stark angezweifelt werden. Deutlich wird das insbesondere an einer Trendwende im Denk- und Sprachstil, die schon vor einiger Zeit in akademisch weniger vorbelasteten Arbeitsformen eingesetzt hat und nun auch auf die Darstellungsweise von Dissertationen überzugreifen beginnt. Die Verselbständigungstendenzen im wissenschaftlichen Produktionsbetrieb sind im Grunde schon seit langem verspürt worden, die offene Auseinandersetzung damit hat jedoch erst mit großer Verspätung eingesetzt. Als erste Reaktion wurden die tradierten Darstellungsformen zum Schutz der eigenen Rollendefinition noch stärker betont, dann traten einige Risse auf und schließlich begannen Einzelne aus dem sich gegenseitig sanktionierenden Gefüge auszubrechen. Als durchaus symptomatischer Vorgang kann dabei angesehen werden, daß ein renommierter Soziologe wie der Westberliner Professor Urs Jaeggi damit begann, sich neben seiner akademischen Karriere auch als Romancier zu versuchen. Das in der Öffentlichkeit auftauchende alter ego mancher Wissenschaftler könnte möglicherweise zugleich als Armutszugnis für das gewertet werden,

was sie hauptamtlich in ihrem jeweiligen Fach zu entfalten in der Lage sind, jedenfalls dann, wenn die Phantasieproduktion, die in der reinen Literatur Zuflucht sucht, in der eigenen Disziplin keinen Ort mehr findet. Am deutlichsten aber drückt sich der Ebenen- und Perspektivwechsel unter jenen Studenten aus, die als Prüfungsanwärter die allgemeine Verunsicherung als Selbstzweifel artikulieren. Anfangs war der Wandel nur in einem veränderten Themenbezug zu bemerken. So wurden systematische Entwürfe zu gesellschaftstheoretischen Darstellungen beispielsweise Stück für Stück von Topoi der Subjektivität unterminiert. Im von innen ausgehöhlten Geltungscharakter einer am Modell der Naturwissenschaft orientierten geisteswissenschaftlichen Objektivität begann sich ein ganz anderes Normensystem breit zu machen, dessen Logik mit dem offiziell gelehrt in immer stärkeren Widerspruch geriet. Bis schließlich die Umwandlung der Themenstellungen auch die Form der Darstellungsweise durchbrach und damit vorerst einem anderen wissenschaftlichen Selbstverständnis Ausdruck verschaffte. Am deutlichsten wurde dieser Vorgang im Wechsel der Erzähl- oder Darstellungsperson. Die allgemein vorherrschende dritte Person Singular, Neutrum - das Es - und die als halblaute Ergänzung zuweilen etwas verschämt daherkommende erste Person Plural - das Wir - wurden mehr und mehr durch den mitunter emphatischen Gebrauch der ersten Person Singular - das Ich - ersetzt. War schon der 'pluralis majestatis' ein Indiz dafür, daß es von der Sache her geboten war auch einmal in der ersten Person Singular zu sprechen, so schien das offensichtlich nur möglich zu sein, wenn damit eine den Anschein von Objektivität erweckende Gemeinschaftsvorstellung verbunden war. Erst das in dieser Sphäre normativer Setzungen ungeschützte Ich streifte die letzte Schale einer allseits abgesicherten Diktion ab. Die Wiederentdeckung der Ichform machte sich zunächst in der Pädagogik und der Germanistik, dann aber auch in der Soziologie, der Politologie und Philosophie in einem nicht mehr zu verleugnenden Ausmaß breit.

Dieser Auffassungswandel aber, der mit seiner Veränderung der Perspektive noch unabsehbare Implikationen mit sich führt, trifft das tradierte wissenschaftliche Selbstverständnis an einem Nervpunkt. Die Geltung von Erkenntnisurteilen ist ja gerade daran geknüpft, daß sie unter Absehung vom Subjekt der Erkenntnis formuliert wird. Die berühmte Maxime zur wertfreien Verfolgung wissenschaftlicher Erkenntnisinteressen lautet bekanntlich: "Sine ira et studio"(3)

Nun tritt ansatzweise eine Einstellung auf, die im Grunde den Anspruch erhebt, Erkenntnisinteressen "cum ira et studio" zu formulieren, also genau umgekehrt das Subjekt zum organisierenden Zentrum der Urteilsfähigkeit zu machen. Es ist nur allzu verständlich, daß diese Kampfansage an die etablierten Wissenschaften zunächst nur in den vom Graduierungssystem aus gesehen rangniedrigeren Arbeitsformen eine Chance hatte, sich überhaupt Ausdruck zu verschaffen. Die Befürchtung, eine mühselige Arbeit möglicherweise allein schon aus Gründen der Darstellungsweise abgelehnt zu bekommen, hat sicher nicht wenige daran gehindert, das Wagnis der Einstellungsveränderung offen einzugehen. Typisch ist dafür, daß Dissertationen sich gegenüber den neuen Tendenzen zunächst besonders resistent verhielten. Gerade Doktoranden, über deren Opportunismus sich besonders diejenigen beklagen, die früher selber einmal welche waren, meinen gewöhnlich den Formenkatalog besonders genau befolgen zu müssen, um bei der angepeilten akademischen Karriere ja nicht leichtsinnig ihre Chancen einzubüßen. Die deutlichsten Spuren fanden sich deshalb zunächst in Examens- und Diplomarbeiten, die in weitaus geringeren Maße auf eine wissenschaftliche Laufbahn ausgerichtet sind. Aber auch dort mußte sich die "persönliche Bemerkung" erst einmal eine Zuflucht im Vorwort oder in der Einleitung suchen, dann wurde sie mit der einen oder anderen Fußnote in den jeweiligen Abschnitt eingeschmuggelt, bis sie schließlich den Text kapitelweise von vorn bis hinten aufrollte. Und manchmal wurden gar aus Abhandlungen verknappte Selbstbiographien, aus Erörterungen Tagebücher, aus Zitatreihen Poesiealben und aus Texten Photosammlungen oder Kunstmappen.

Der Bruch mit einem normativ erstarrten Selbstverständnis wissenschaftlicher Verfahrensweisen mußte zwangsläufig die Prüfungs- und Graduierungsinstanzen zu Reaktionen herausfordern. Im Unterschied zu früheren Konfliktfällen liegt ein wesentlicher Streitpunkt neben dem Inhalt nun auch in der Form der Darstellung. Es ist zu vermuten, daß nur wenige Professoren mit dem liberalen Geist auf eine solche Herausforderung zu reagieren in der Lage sind, mit dem der seinerzeit in die Vereinigten Staaten emigrierte Soziologe Hans Gerth in Madison die Dissertation eines seiner Studenten annahm, die wegen seiner Schreibhemmungen zur Hälfte aus politischen Karikaturen bestand.(4) Stattdessen ist in zunehmendem Maße von Ablehnungen eingereichter Arbeiten aus rein formalen Gründen zu

hören. Damit ziehen sich viele etablierte Wissenschaftler in quasijuristischer Manier zurück, um im Einzelnen noch zu retten, was bei genauerem Nachfragen von nicht wenigen im Ganzen schon längst aufgegeben ist. Die Form muß desto mehr als bloßes Prinzip verteidigt werden, je weniger Gehalt damit verbunden werden kann. Vielleicht ist das, was zählt, nicht mehr der Gehalt, sondern nur noch das Gehalt.

Dabei hält die radikale Infragestellung des Formprinzips nur in den wenigsten Fällen, was sie verspricht. So als würde in der Astronomie die kopernikanische Wende zurückgenommen und das alte ptolemäische System mit der Erde als Mittelpunkt der Welt wieder als verbindlich eingesetzt, so wird von nicht wenigen ein fast schon in Vergessenheit geratenes Ich der Erkenntnis wieder ins Zentrum des Gedankensystems gestellt, obwohl es objektiv immer mehr an die Peripherie gedrängt worden ist. Alle Phänomene sollen eine Bedeutung erst durch ihr Verhältnis zum organisierenden Mittelpunkt des Erkenntnisaktes, dem Selbst, zugewiesen bekommen. Wie im Planetensystem sind die zu erforschenden Gegenstände in konzentrischen Ringen auf diesen Fixpunkt bezogen. Wo alle Objektivität anscheinend zweifelhaft geworden ist, da dreht und wendet sich das Erkenntnissubjekt in seiner mißlichen Lage nach allen Seiten, bis es schließlich auf die Idee kommt, sich selber wieder als einzig Objektivität setzende Instanz zu etablieren. Das auf sich selbst zurückgeworfene Ich, das sich so zu einer imaginierten Einheit von Subjekt und Objekt aufwirft, muß sich dabei zwangsläufig bis zum äußersten spreizen, um Welt als individuell und unmittelbar erfahrbare wahrnehmen, verarbeiten und zur Darstellung bringen zu können. Mit einer begrenzten Anzahl von Kategorien hantierend überfordert es sich jedoch damit und versprüht seinen neugewonnenen Enthusiasmus nur allzu schnell in der immergleichen Wunsch-, Bedürfnis- und Gefühlslitanei-Gerade dieses vorzeitige Ermatten der subjektiven, antipodisch zum leergewordenen Gestus der wissenschaftlichen Objektivität ausgerichteten Kräfte bestätigt nur indirekt den Zerfall eines konsensfähigen wissenschaftlichen Selbstverständnisses, indem auch die kritisch gewendete Einstellung von den Gegenständen abprallt und schon im Ansatz versagt. Die Revolte in den Darstellungsformen hat, von wenigen Ausnahmen einmal abgesehen, vorerst nur zu einem Spiegelbild der Krisis objektiver Erkenntnis geführt, zu verschiedenen Variationen der Selbstbe-spiegelung. Beides aber, das Glas ebenso wie der Spiegel, ist zer-

splittert. Ob Fenster oder Spiegel, die im Rahmen steckengebliebenen Scherben lassen gleichermaßen nur noch gesprungene Bilder erkennen, die sich zu keiner Einheit mehr zusammenfügen wollen.

Die tradierten Formen scheinen außer Kraft gesetzt und neue bislang immer noch nicht an ihre Stelle getreten zu sein. Indem sowohl Form als auch Gegenform versagen, tritt ein Zustand der Verharrung ein, der zumindest eines klarstellt: Weder mit der offiziellen, noch mit der inoffiziellen Darstellungsweise ist ein wirklich neuer wissenschaftlicher Beitrag zu garantieren. Die retardierenden Momente treten in beiden Einstellungen offen zutage. Ist es in der affirmativen Weise die Verselbständigung der objektivistischen Terminologie, so ist es in der nicht-affirmativen die der subjektivistischen Ausdrucksformen. Der Aushöhlung der Begriffe zu bloßen Formalismen auf der einen Seite entspricht die Ausdehnung der Bilder zu Überdimensionalen Befindlichkeitsmustern auf der anderen. Das Resultat ist beiderseits das gleiche: Das jeweils entfaltete Neue verzehrt sich rasch und vermittelt kaum eine denk- und sprachweiterbildende Kraft. Trotz ständiger Expansion des Wissens stagniert das Erkenntnisvermögen, was im Grunde nichts anderes heißt, als daß es sich angesichts rapide ansteigender Realitätsanforderungen zurückbildet. Das Allerneueste bestätigt nur noch das alte Neue, das aber ist auch nicht mehr das, was es früher einmal war.

Indem die Bewegung in den Stand des Bekannten einmündet, verändert sich zugleich dessen Zustand. Der Fortlauf der Wissenschaft gerät in einen Zirkel und wird schließlich selber zum Kreislauf. Die Entwicklungsbahn ist nun zirkulär; zirkulieren tut jedoch ein jeweils Anderes. Dieses gehorcht gleichwohl dem selben Bewegungsgesetz: Das Neue als Wiederkehr des Immergleichen - das ist die Gestalt, in der die neueste akademische Wissensproduktion auftritt. Diese Formel aber, die für Nietzsche die Abkehr vom Christentum und die Heraufkunft eines neuen Heidentums signalisierte⁽⁵⁾, faßt das Grundparadox aller Warenzirkulation in sich zusammen, eine unerwartete Verarmung als Folge des neuen Reichtums. Was als Weiterentwicklung intendiert war, erweist sich in seiner Grundstruktur als Kreislauf, freilich unter Einbindung immer ausgedehnterer Gegenstandsbereiche und einer zunehmend steigenden Geschwindigkeit. Dabei werden die Gegenstände der Erkenntnis in einem immer größeren Ausmaß entsubstantialisiert. Ihr Schein wird wesentlich und ihr Wesen scheinhafter. Die sukzessive Verkehrung der für eine

jegliche Erkenntnistheorie grundlegenden Differenz von Wesen und Erscheinung schlägt sich nieder in der Auflösung des traditionellen Wahrheitsbegriffs. Die Einheit der Nichtidentität, die in dem als "adaequatio rei atque cogitationis" zusammengefaßten Erkenntnisprozeß vorausgesetzt wird, zerfällt in zwei jeweils identische Einheiten, die keine spezifische Differenz mehr aufweisen und insofern auch bloß noch als Identitäten, nicht aber mehr als Einheiten zu bezeichnen wären. Ihr Differenzverlust drückt deshalb zugleich einen jeweils eigenen, völlig verschiedenen Totalitätsanspruch aus. Daraus folgt, daß jede Verbindung untereinander nur noch als möglicher Mangel der je reinen, eigenen Position angesehen werden kann. Dieses Auseinandertreten der für den Wahrheitsbegriff konstitutiven Momente schlägt sich in einer komplementären Reduktion des wissenschaftlichen Erkenntnisvermögens nieder: Auf eine hochgezüchtete Methodenvirtuosität einerseits und eine extensive, aber theoriearme Materialzubereitung andererseits. Hinter beiden Seiten verbirgt sich, kaum noch erkennbar, das grundlegende Spannungsverhältnis von Theorie und Empirie. Obwohl derart voneinander losgelöst, bleiben sie - auf je eigene Weise aufgedunsen und verkümmert zugleich - zwei Seiten ein- und derselben Medaille. Was sich nämlich in der Auflösung des erkenntniskritischen Gehalts ebenso wie in der wachsenden Unsicherheit der Formprinzipien zeigt, ist Ausdruck einer grundlegenden Depravierung des als neu apostrophierten wissenschaftlichen Beitrags selber.

Im Unterschied zu Staatsexamens- und Diplomarbeiten wird von einer Dissertation fast ausnahmslos ein originärer wissenschaftlicher Beitrag gefordert. Nicht allein der erfolgreiche Abschluß eines universitär gelehrteten Studienfachs, die Durchdringung eines begrenzten Wissensgebietes anhand bestimmter methodischer Prinzipien, ist hierfür ausreichend, sondern nur die Hervorbringung neuer Erkenntnisse, die den Wissensstand des betreffenden Fachs zugleich erweitern. Aus der überaus verschlungenen Geschichte des Promotionsverfahrens ist zu erkennen, daß das keineswegs immer der Fall war. Ursprünglich definierte sich eine Dissertation ganz allgemein als wissenschaftliche Arbeit zur Erlangung des Doktorgrades; gleichgültig ob damit die Grenzen des jeweiligen fachlichen Wissensbestandes überschritten wurden oder nicht. Deutlich geht das noch am Wortstamm hervor. Der Terminus "dissertatio" ist dem Lateinischen entlehnt und trägt die völlig unspezifische Bedeutung von Erörterung. Das Substantiv wurde aus dem Intensiv "dissertare"

zum entsprechenden Verb "disserere" gebildet, das soviel heißt, wie auseinandersetzen, besprechen, erörtern, aber auch einen Vortrag halten. Diese Grundbedeutung der Dissertation als Teil eines wissenschaftlichen Abschlusses galt uneingeschränkt bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Eine Dissertation wurde in diesem Rahmen gleichgesetzt mit einer "gelehrten Abhandlung"; sie war also ganz wesentlich reproduktiver Natur. Erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts begann sich dann die moderne Auffassung durchzusetzen. Seitdem liegt der Akzent eindeutig auf einer produktiven Bestimmung der Dissertation, die von nun an den gegebenen Rahmen - wie weit das im einzelnen auch immer der Fall sein mag - überschreiten muß: "Aus ihr wird vorwiegend die Eignung des Bewerbers zu selbständiger wissenschaftlicher Arbeit erkannt. Die meisten Promotionsordnungen sprechen deshalb davon, daß sie 'eine beachtliche wissenschaftliche Leistung' enthalten müsse. Damit ist regelmäßig eine schöpferische, die wissenschaftliche Erkenntnis um einen Schritt weiterführende Arbeit gemeint."(6) Insofern unterliegt die Dissertation dem Diktat, neue Erkenntnisse zu formulieren. Im Grunde sind nur dann, wenn sie dieses Kriterium hinreichend erfüllt, die wissenschaftlichen Voraussetzungen zur Erlangung des Doktorgrades gegeben. Das heißt, ihr Sinn ergibt sich ganz wesentlich - neben der Beherrschung bestimmter, möglichst als konsistent unterstellter methodischer Prinzipien - aus dem Nachweis der Fähigkeit, einen wie auch immer gearteten fachlichen Beitrag zum allgemeinen Fortschritt der Wissenschaft zu leisten. Dissertieren heißt transzendieren. Der Schritt über die Grenzen des Fachs ist als ein vorwärtstreibendes Moment des gesamten wissenschaftlichen Fortschritts intendiert.

Die moderne Auffassung der Dissertation besteht also darin, mit dem Text über das bestehende Fachwissen hinauszugehen, seinen Geltungsbereich zu erweitern und schließlich in der Weiterentwicklung der Wissenschaft insgesamt fortzufahren. Bekräftigt wird diese Absicht durch die neue Promotionsordnung, die das eher schulmäßige Rigorosum durch ein früher nur bei Habilitationen übliches Colloquium ersetzt, um dem Doktoranden auch mündlich die Gelegenheit zu bieten, das Neue am wissenschaftlichen Beitrag seiner Arbeit vorzustellen und verteidigen zu können.

Dieses Neue aber, das allein schon durch die Verfahrensänderung stärker und eindeutiger akzentuiert wird, ist aus verschiedenen Gründen immer schwieriger hervorzubringen. Ganz sicher liegt das

zum einen an der waren-förmigen Durchsetzung der Wissenschaften selber, deren innerscientifische Konsequenzen hier ansatzweise diskutiert wurden. Trotz einer ungeheuren Ausdehnung der Wissensbereiche verarmt das Erkenntnisvermögen bis hin zur Auflösung des tradierten Wahrheitsbegriffs. Die jeweils neu hervorgebrachten Aussagen werden in einer immer rascheren Abfolge entwertet und verselbständigen sich schließlich in einer Wissensproduktion ohne Urteilsvermögen, in der das Neue insgeheim nur noch das Alte bestätigt. Kurzum, die transzendierende Kraft neuer Erkenntnisse ist beim Fortgang der Wissenschaften auf der Strecke geblieben. Zum anderen spricht aber vieles dafür, daß auch der Kontext, in dem früher noch das Promotionsverfahren mit einem hohen Maß an Selbstverständlichkeit abgewickelt werden konnte, nicht länger mehr als ein in wesentlichen Faktoren gleichbleibender vorausgesetzt werden kann. Insofern zielt diese Frage nach dem Zustand der Bedingungen, unter denen das Kriterium des Neuen auch außerscientifisch begründbar war, auf den gesellschaftstheoretischen Zusammenhang ab, in dem von einem Fortschritt der Wissenschaft überhaupt noch sinnvoll zu sprechen ist.

Diese mittlerweile allseits, wenn auch nicht gebührend diskutierte Problemstellung läßt sich hier entgegen aller schlechten Abstraktheit an dem praktischen Bedeutungswandel, den die Promotion mittlerweile erfahren hat, direkt herausarbeiten. Denn gerade der zweite Aspekt in der Neutralisierung des Neuen zeigt sich in aller Deutlichkeit an der objektiven Funktionseinbuße dieses wissenschaftlichen Studienabschlusses. Der Dokortitel spielt als akademischer Grad längst nicht mehr die große Rolle, die er einstmals bei der Rekrutierung des akademischen Nachwuchses einnahm. Trotz seiner beträchtlichen Aufwertung durch ein erneuertes Promotionsverfahren hat die Erlangung des Titels auf dem akademischen Markt wesentlich an Wert eingebüßt. Die Wertverminderung betrifft allerdings das gesamte Graduierungswesen und ist keineswegs eine spezifische Erscheinung des Doktorgrades. Während zu bestimmten Zeiten schon der Promotionsabschluß mit der Erlangung der *venia legendi* gleichzusetzen war, (7) so ist heute oftmals selbst eine Habilitation dafür nicht mehr ausreichend. Und da es bekanntermaßen keine weitere Stufe der akademischen Höherqualifizierung mehr gibt, werden die Bewerbungsstaus in manchen Universitätsbereichen von Tag zu Tag größer.

Die schier endlosen Reihen akademischer Titelträger vor ausge-

schriebenen Stellen machen auf eine besonders drastische Weise deutlich, welches Mißverhältnis mittlerweile zwischen dem nach den Kriterien der eigenen Institution qualifizierten Nachwuchs und freien Stellen existiert. Im Zusammenhang mit dem Stocken dieses Rollenvermittlungsprozesses kann inzwischen ohne Übertreibung auch von einer Inflation der Promotionen gesprochen werden. Wenn eine Inflation dadurch definiert ist, daß ein Wertverfall einsetzt, weil die Zunahme von Gütern nicht mehr mit dem Zuwachs des Geldes Schritt halten kann, dann muß in diesem speziellen Falle davon ausgegangen werden, daß dem Zuwachs an Promotionsabschlüssen keine adäquate Stellenzunahme entspricht. Zwei Wachstumsprozesse, die ursprünglich miteinander verkoppelt waren, verlaufen nun nicht mehr synchron. Folge dieses sich scherenförmig vergrößernden Mißverhältnisses ist eine sukzessive Entwertung der Qualifikationszertifikate. Die Befähigungsbescheinigungen lassen sich in einem zunehmend geringerem Maße über den Arbeitsstellenmarkt realisieren. Der Ökonom Fred Hirsch hat seine Analyse der Entwertungsercheinungen im Bildungssektor in dem folgenden Paradox zusammengefaßt: "Die individuelle Nachfrage nach Positionsgütern sucht nach etwas, was es nicht gibt. Das ökonomische Produkt, das durch sie hervorgerufen wird, erweist sich am Ende nicht als das, was der einzelne sich gewünscht hatte.(8) Sicher ist die Diskrepanz im Fall der Promotion nur ein spezieller Aspekt aus einem umfassenderen Vorgang, der allgemein als Synchronisierungsschwierigkeit von Ausbildungs- und Beschäftigungssystem diskutiert wird. Hier betrifft sie jedoch den entscheidenden Qualifizierungsschritt, der sowohl die Fortentwicklung der Wissenschaften, als auch die Rekrutierung der Wissenschaftler institutionell garantieren soll. Zwar ist die Promotion immer noch eine unabdingbare Voraussetzung für diejenigen, die eine solche Stelle im Lehrbereich übernehmen, der Anteil einer solchen Rollenzuweisung unter den Promovierten in ihrer Gesamtheit ist jedoch stark gesunken. Damit muß nach einiger Zeit zwangsläufig eine empfindliche Störung zwischen Qualifikationsziel und Realisierungserwartung auftreten. Die Frustrationen, die nun als Folge entstehen, müssen aber keineswegs zu einer Selbstkorrektur des gegebenen Mißverhältnisses, zu einer Art Gesundheitschumpfung, führen.

Nur allzuoft ist das genaue Gegenteil der Fall: Die Anstrengungen werden verdoppelt, um mit dem eine Stufe höher rangierenden Qualifikationsnachweis in den Genuß jener Stelle zu kommen, die ehemals

mit dem darunter liegenden Abschluß noch mit einer an Sicherheit grenzenden Wahrscheinlichkeit zu erreichen war. Da diese Anstrengungen jedoch von vielen Einzelnen zur gleichen Zeit unternommen werden, die sich zu einer unvorhergesehenen Summe addieren, die auch dann trotz Höherqualifizierung mit Unvermeidlichkeit zu einer erneuten Realisierungsschwäche führt, werden die aufgetretenen Störeffekte nur noch weiter intensiviert. Die Entwertung der Qualifikationszertifikate steigt die gesamte Stufenleiter des hierarchisch organisierten Prüfungs- und Graduierungssystems hoch bis schließlich die letzte Stufe, wie schon im Falle der Habilitation zu sehen war, erreicht ist. Gleichzeitig nehmen die Inflationsercheinungen auch noch auf jeder einzelnen Stufe dementsprechend zu.

Nun kann es nicht überraschen, daß ein solch rapide ansteigender Entwertungsprozeß auch jenen Teil des Promotionsverfahrens tangiert, um den es hier in erster Linie geht. Eine Dissertation, in der die Erlangung eines Befähigungsnachweises mit einem Beitrag zum Fortschritt der Wissenschaft verknüpft ist, vermengt ja insofern inner- und außerscientifische Gesichtspunkte. Indem sie ein Medium darstellt, das wegen seiner schriftlichen Fixierung den entsprechenden Qualifizierungsanspruch auf eine besonders leichte Weise überprüfbar macht und in dieser Überprüfung das wissenschaftlich Originäre als entscheidendes Kriterium gilt, müssen die beobachteten Störeffekte aus der Qualifizierungsleiter auch in den Text selber einwandern. Wie bei jedem anderen Abschluß, der einen schriftlichen Teil erforderlich macht, so ist auch bei der Promotion der Text nicht nur ein inhaltlicher Beitrag, sondern zugleich immer auch ein Mittel zur Erlangung des angestrebten Qualifikationsnachweises. Dieses instrumentelle Moment hat sich jedoch desto stärker in den Vordergrund geschoben, je geringer die ökonomischen Realisierungschancen auf dem Positionsgütermarkt wurden. In einem schleichenden Prozeß griffen die inflationären Tendenzen auf den Textcorpus über. Der Leistungs- und Konkurrenzeffekt, der durch die gesunkenen Verwertungsmöglichkeiten ausgelöst wurde, trieb eine Reihe von Erscheinungen hervor, die nicht unbedingt etwas mit den für Dissertationen apostrophierten Zielsetzungen zu tun haben müssen. Insgesamt wuchsen die Ansprüche, ohne daß damit auch die Möglichkeiten zu ihrer Verwirklichung im gleichen Maße fortgeschritten wären.

So trat eine Spanne zwischen Absichtserklärung und tatsächlicher Umsetzung auf, die mehr und mehr Texte zu zweifelhaften Unternehmungen werden ließ. Neben einem gestiegenen und schwieriger einzuhaltenden Geltungsanspruch wuchsen die Dissertationen, wie im übrigen alle anderen Arbeiten auch, schon in ihrem Umfang in einem ganz beträchtlichen Ausmaß an. Die durchschnittliche Seitenzahl durfte sich im Laufe der letzten zehn bis fünfzehn Jahre verdoppelt, wenn nicht gar verdreifacht haben. Dementsprechend stieg auch die Menge der Sekundärliteratur fast bis ins Unermeßliche. Mehrere hundert Titel, die jeder gesonderten Bibliographie alle Ehre machen würden, sind inzwischen keine Seltenheit mehr. Ganz abgesehen davon, ob eine solche Menge an Literatur in dem zur Verfügung stehenden Zeitabschnitt überhaupt zu rezipieren ist, so ist sie ganz sicher nicht in einem vernünftigen Maße zu verarbeiten. Dadurch wird es naheliegend auch hier von dem inzwischen ausgiebig beschriebenen Bluff-Phänomen zu sprechen.(9) Die Vorspiegelung einer umfassenden Kenntnis theoretischer Zusammenhänge und zudem noch ihrer kritischen Übertrumpfung verändert darüber hinaus auch das Zusammenspiel von Sprache und Denken.

Eine insgeheime Ästhetisierung beginnt viele Arbeiten wie mit einem Firnis zu überziehen. Alles glänzt, bis sich schließlich der Doktorand selber darin erkennen kann. Diese Art terminologischen Designs, mit der die Texte anscheinend zugeschnitten und aufpoliert werden müssen, um noch Wirkung zeigen zu können, macht sie unter der Hand jedoch zu Fetischen. Mit den Raffinessen einer Warenästhetik ganz eigener Art ausgestattet, verkommen immer mehr Arbeiten zu bloßem Blendwerk, weil sich ihr instrumentelles Moment soweit verselbständigt hat, daß sie nur noch ein Mittel zur Erlangung eines Grades sind. Darin besteht ihr einziger Zweck, Mittel zu sein. Das aber ist im Sinne des anderen, entscheidenden Moments der wissenschaftlichen Fortentwicklung nichts anderes als eine sich zum Selbstzweck gewordene Arbeitsform. Vielleicht liegt in dieser Verselbständigung des Mittels auch der wirkliche Grund für die Mittelmäßigkeit so vieler Dissertationen. Im Zuge ihrer Inflationierung haben sie immer mehr ihre transzendierende Funktion eingebüßt. Und wenn Inflation ursprünglich "sich aufblasen" hieß, dann drückt sich darin noch eine Wahrheit aus, insofern sich gar manche Dissertation zum Fetisch aufgeblasen hat.

Damit aber hat sich das retardierende Moment in dieser Form der akademisch institutionalisierten Wissensproduktion insgesamt ver-

doppelt. Zur warenförmigen Durchsetzung der Wissenschaften im allgemeinen tritt auch noch durch die Reduktion des Textes auf ein bloßes Qualifikationsmittel, die paradox genug als Aufblähung zum Fetisch erscheint, die Innere Zersetzung der Form im besonderen hinzu. Eine Dissertation zu verfassen, die weiterhin ungeschmälert am Kriterium des Neuen, einer substantiellen Originalität des wissenschaftlichen Beitrags, festhalten will, muß unter diesen Umständen immer aussichtsloser erscheinen. Wer deshalb heute einen solchen Text noch mit einiger Selbstverständlichkeit schreiben will, der muß entweder die gesellschaftliche Wirklichkeit, für die die Universität bestimmte Befähigungen hervorbringt, verdrängen oder aber über eine starke Einbildungskraft verfügen, was sein theoretisches "Schöpfungertum" anbelangt. Denn er muß akademische Traditionen für seine Arbeit und ihr Anerkennungsverfahren in Kauf nehmen, die in ihrem Bestand schon längst nicht mehr als gesichert angesehen werden können. Indem er sich aber blindlings auf diesen wissenschaftlichen Produktions- und Vermittlungszusammenhang samt seiner diesbezüglichen Initiationsrituale einläßt, wird er ungewollt von Kräften beeinflusst, die üblicherweise nicht im Blickpunkt seiner Themenstellung liegen können.

Schon allein aus diesem Grunde müßte eine Selbstreflexion des akademischen Verfahrens, in das die Dissertation eingebunden ist, gegenwärtig zu seiner obligatorischen Voraussetzung gemacht werden - gleichgültig in welchem Fach und zu welchem Thema diese auch verfaßt werden sollte. Insbesondere muß aber eine solche selbstreflexive Dimension bei einer Arbeit als unabdingbar angesehen werden, die sich - wie die vorliegende - die Krise der Universität, zumal unter dem Gesichtspunkt einer studentischen Hochschulpolitik, zum Thema gemacht hat. Die hierfür in Anspruch genommene Form, in der diese Probleme zur Darstellung gebracht werden sollen, sind auch ein Teil des Problems selber. Implizit steht damit also auch die Dissertation in ihrer Bestimmung als einer universitär tradierten Form von originärer Wissensproduktion zur Debatte.

Ein Verfallsprozeß sowohl des inner-, als auch des außerscientifischen Traditionsgefüges, in das das Promotionsverfahren eingebunden ist, scheint nach der obigen Skizze auf der Hand zu liegen, wenngleich sein wirkliches Ausmaß ganz offensichtlich nicht so ohne weiteres zu eruieren ist. In aller Deutlichkeit sind aber inzwischen die Risse an diesem Gefüge hervorgetreten, anhand derer Linienführung eine gewisse Orientierung erfolgen kann.

Es beginnt damit, sich zu vergewissern, was die Anerkennung eines fachlichen Wissensbestandes heute überhaupt noch bedeutet und welche methodologischen und erkenntnistheoretischen Implikationen damit gleichzeitig zur Debatte gestellt werden. Mit der fortschreitenden Parzellierung des Wissens, seiner Departementalisierung in einzelne Ressorts und einer ungeheuren Expansion seiner Bestände insgesamt ist eine Verallgemeinerbarkeit des Wissensstandes auch in ein- und demselben Fach nahezu unmöglich geworden. Wenn aber keine gemeinsame Anerkennung des erreichten Entwicklungsstandes mehr möglich ist, wie soll dann noch eine Verständigung über die Notwendigkeit neu zu erforschender Problemstellungen erfolgen können? Ja, es ist die Frage zu stellen:

Was heißt heute überhaupt noch wissenschaftlicher Fortschritt? Selbst wenn in einer völlig immanenzlogischen Perspektive von allen außerscientifischen Folgen dieses so überaus konsequenzenreichen Prozesses abstrahiert würde, bleibt das Aufwerfen einer derart generalisierten Fragestellung unvermeidlich. Denn der universitär als verbindlich unterstellte Fortschritt der Wissenschaft setzt ein verallgemeinerbares Selbstverständnis der betreffenden Disziplin, die Anerkennung einer gemeinsamen Entwicklungsrichtung und vor allem die Formulierung einer gemeinsamen Zielsetzung der Forschungsbemühungen voraus, was aber gerade grundlegend in Frage gestellt wurde. Wenn also innerhalb der Disziplin nicht länger mehr von einer allgemein verbindlichen Verständigung darüber ausgegangen werden kann, was eigentlich alt und was neu am Wissen ist, dann kann auch nicht mehr ungebrochen von einem wissenschaftlichen Fortschritt die Rede sein. Ganz unbestritten gibt es verschiedene Fortschritte; die Ansicht, daß Fortschritte in unterschiedliche Richtungen ein- und desselben Fachs möglich seien, scheint mir jedoch ein Widerspruch in sich zu sein.

Was bedeutet heute ein Studienabschluß, insbesondere die Promotion, was macht ihren tatsächlichen Wert aus? Darauf eine ökonomische Antwort zu geben, erscheint noch relativ einfach, weil es im Grunde nur eine, wenn auch komplizierte Rechenaufgabe ist. Ganz sicher kann nicht von einer allgemein durchgängigen, sondern lediglich von einer durchschnittlichen Entwertung der Qualifikationszertifikate infolge ihrer Inflationierungstendenzen gesprochen werden; denn in bestimmten Bereichen ist auch eine entschiedene Wertsteigerung der entsprechenden Studienabschlüsse zu beobachten. -Darauf eine gesellschaftliche Antwort zu geben, ist jedoch schon

wesentlich schwieriger, weil gerade bedeutsame theoretische Erkenntnis sich nur zu oft einer strikten ökonomischen Verwertbarkeit entziehen. Gerade weil diese Möglichkeit nach einer Unzahl von Beispielen aus der Wissenschaftsgeschichte nicht abzustreiten ist, kann auch die Gefahr nicht verleugnet werden, daß mit den jüngsten Entwicklungen vielleicht einer bedeutenderen Erkenntnisproduktion die materiellen Voraussetzungen entzogen werden.

Wenn diese Phänomene als Problembeschreibungen nun aber zutreffen sollten, dann ist der Zwang zur Selbstreflexion dessen, was den für die Entwicklung der Wissenschaft konstitutiven Zusammenhang von Rezeption und Produktion, von Tradition und Innovation, von Geschichte und Fortschritt ausmacht, gerade in dem hier vorliegenden Fall unabweislich. Denn wie in einem Focus tritt in der Inflation der Dissertationen die Krise der Universität und in der Krise der Universität die Krise der Wissenschaft und in dieser die des Studiums in Erscheinung. Im einzelnen sind es folgende Symptome, die die genannten Problembereiche wie in einem gemeinsamen Brennpunkt miteinander bündeln:

- a) Die Entwertung der Qualifikationszertifikate;
- b) die stockende Selbstrekrutierung des Lehrkörpers;
- c) der schleichende Verfall der Erkenntnismethode;
- d) die Außerkraftsetzung des wissenschaftlichen Fortschritts;
- e) das Zerreißen des Lehr- und Studienzusammenhanges.

Um nun die bisherige Betrachtung zu resümieren und zu der ganz am Anfang entwickelten Fragestellung zurückzukommen, so ist es naheliegend bei der Verursachung des allgemein festzustellenden Desinteresses an Dissertationen von einer Verquickung der angeführten Gesichtspunkte auszugehen. Die ungünstige Einstellung der am Promotionsverfahren Beteiligten spiegelt eine Erwartenshaltung wider, die ganz maßgeblich vom desolaten Zustand des wissenschaftlichen Fortschritts beeinflußt wird. Der Verfahrensmodus ist hingegen immer noch und inzwischen sogar stärker betont an einer Entwicklungsform der Wissenschaft orientiert, die demnach gerade nicht mehr automatisch unterstellt werden kann. Und die allgemeinen Bedingungen für das Verfahren haben sich soweit verschlechtert, daß von einer objektiven Funktionseinbuße des Verfahrens insgesamt gesprochen werden muß, die wiederum alle einzelnen Faktoren in Ihrer

Wirksamkeit empfindlich stört.

Wenn damit aber nicht nur die Funktion des Promotionsverfahrens, sondern auch der Sinn seines entscheidenden schriftlichen Teils, der Sinn der Dissertation infragegestellt ist, dann muß hier wohl oder übel auch die Generalfrage beantwortet werden, warum überhaupt noch eine solche Arbeit verfaßt werden soll. - Selbstverständlich ist es auch hier in erster Linie eine kaum noch ernst zu nehmende Aussicht darauf, daß trotz maßgeblich verschlechterter Bedingungen mit einem darüber angestrebten Studienabschluß doch noch eine auch nur annähernd der Qualifikation entsprechende Arbeitsstelle zu erreichen ist. Dabei unterscheidet sich jedoch die theoretische Absicht ganz unmißverständlich von dem Üblicherweise in den Promotionsordnungen deklarierten Kriterium des Neuen. Ziel ist und kann es nach den vorangeschickten Ausführungen auch nicht mehr sein, einen "schöpferischen" Beitrag zum wissenschaftlichen Gesamtfortschritt zu leisten. Statt einer Erweiterung des Wissenshorizonts, unter blinder Beibehaltung seines empfindlich gestörten Bedingungsgefüges, gilt es nun eine Rückwendung zu organisieren, die eine Reflexion auf die Ursachen dieser Störung erlaubt.

Deshalb sollen hier die veränderten Bedingungen für die Erkenntnisproduktion untersucht werden, wie sie im Strukturwandel der modernen Universität zum Ausdruck kommen. Dabei steht die Frage nach dem veränderten Selbstverständnis des Studenten, der ja bei Humboldt neben dem Professor noch als Mitsubjekt der Erkenntnis gedacht worden war, im Vordergrund des Interesses. Der aufgezeigte Perspektivwechsel in einer Vielzahl von Abschlußarbeiten signalisiert ja zugleich einen um sich greifenden Einstellungswandel in der Studentenschaft.

Aus welcher Dynamik resultieren diese Veränderungen, an welchen Zielvorstellungen orientieren sie sich und welche Realisierungschancen besitzen diese? Solche Fragen sind kaum zu beantworten, ohne auf Erfahrungen zurückzugreifen, wie sie seit 1968 im Auf und Ab einer Hochschulpolitik besonders zugespitzt zu machen waren. Aus diesem Grunde stellt das organisierende Zentrum der folgenden Arbeit die politische Erfahrung dar, die ich als Student in dieser Zeit gewonnen habe.

Wer sich ohne diese Rücksicht "auf den staubigen Weg von Seminarkon nach Doktorswyl"(10) macht und darauf hofft, irgendwann einmal "die Heerstraße der Wissenschaft" (Immanuel Kant) zu erreichen,

der darf sich nicht wundern, wenn eines Tages die mit Diplomen, Graden und Titeln gepflasterte Wegstrecke sich unter den eigenen Augen in eine Trümmerstrecke verwandelt und damit einen überaus verheerenden Erfolg der theoretischen Anstrengungen zu erkennen gibt.

Einleitung:

"Der Papalagi" - Eine Pseudokongkretion

"Welch herrliche Verheerungen: Das Nützlichkeitsprinzip wird allen, die diesem höheren Laster frönen, fremd werden. Der Geist wird bei ihnen allmählich außer Gebrauch kommen. Sie werden sehen, wie ihre Grenzen sich erweitern, sie werden alle Schwärmer und alle Unzufriedenen dieser Erde an ihrem Rausch teilhaben lassen. Die jungen Leute werden diesem ernstesten und nutzlosen Spiel völlig verfallen. Es wird ihr Leben ändern. Die Universitäten werden leer sein. Man wird die Laboratorien schließen. Es wird weder eine Armee geben noch Familie noch Berufe."

Louis Aragon,
Le Paysan de Paris

"Dieses Denken ist so unnützlich, wie wenn einer die Sonne mit geschlossenen Augen sehen will. Es geht nicht. So ist es auch nicht möglich, in die Ferne und in den Anfang zuende zu denken. Das verspüren die, welche es versuchen. Sie hocken von ihren Jünglingsjahren bis zum Mannesalter wie die Eisvögel an einer Stelle. Sehen die Sonne nicht mehr, das weite Meer, das liebe Mädchen, keine Freude, kein Nichts, kein Garnichts. Selbst die Kava schmeckt ihnen nicht mehr und beim Tanz auf dem Dorfplatze sehen sie vor sich nieder auf die Erde. Sie leben nicht, obwohl sie auch nicht tot sind. Die schwere Krankheit des Denkens hat sie überfallen."

Das sind Worte aus dem Munde eines Südseeinsulaners, der es wohl wissen muß. Sie stammen von Häuptling Tuivaii aus Tiavea, einem

Hüttendorf auf dem westsamoanischen Eiland Upolo. Die Reden des Stammesoberhaupts sind unter dem suggestiven Titel "Der Papalagi"(11) erschienen, womit der Weiße gemeint ist. Die Welt des Europäers wird gleichsam mit den unschuldigen Augen des Eingeborenen betrachtet, wodurch das Allervertrauteste als fremdartig erscheint. Die Häuser des Papalagi werden zu "Steintruhen", Straßen zu "Spalten" zwischen den Ansammlungen der Truhen, den Städten; aus Schuhen werden "Kanus", aus Hüten "Gefäße" und aus der Kleidung "fleischbedeckende Matten". Und die Maschine, "der große Zauberer Europas", ist die "stärkste Keule des Papalagi".

Mit solch infantilen Bildern wird zum Rundumschlag gegen die als zivilisationsfanatisch apostrophierte Erste Welt ausgeholt. Ob Zeit, ob Geld, ob Maschine, ob Technik, ob Beruf, ob Bildung - das alles sind letztendlich nur verhängnisvolle Mittel, unter deren Gebrauch das Leben erstickt. Unglücklich, bleich und ausgezehrt hastet der Europäer ziellos umher, ohne zu ahnen, was Glück noch bedeuten könnte. Verhindert wird das - wie könnte es anders sein - durch einen inneren Zwang des Papalagi: "Er muß immerzu denken. Er bringt es nur schwer fertig, nicht zu denken und mit allen Gliedern zugleich zu leben. Er lebt oft nur mit dem Kopfe, während alle seine Sinne tief im Schlaf liegen. Obwohl er dabei aufrecht geht, spricht, ißt und lacht. Das Denken, die Gedanken - dies sind die Früchte des Denkens - halten ihn gefangen."(12) Hier also liegt die Wurzel für alles Übel: Der Weiße ist ein Gefangener seines rastlosen Geistes. Ein Gedankengang nach dem anderen führt ihn weiter ins Gefängnis seines eigenen Kopfes. Ein Samoaner hingegen aalt sich einen Palmwedel in der Hand haltend in der Sonne - ohne etwas zu denken, versteht sich. Er verabscheut natürlich das, womit in der alten Welt schon die Kinder erbarmungslos traktiert werden. "Bildung heißt: seinen Kopf bis zum äußersten Rande mit Wissen füllen ... Stelle einem Gebildeten eine Frage, er schießt die Antwort entgegen, noch ehe du deinen Mund schließt. Sein Kopf ist immer mit Munition geladen, ist immer schußbereit. Jeder Europäer gibt die schönste Zeit seines Lebens daran, seinen Kopf zum schnellen Feuerrohr zu machen. Wer sich ausschließen will, wird gezwungen. Jeder Papalagi muß wissen, muß denken."(13) Dem Eingeborenen wird das Wissen zur Waffe, die Bildung zum Arsenal. Bücher sind ihm verabscheuungswürdige "Gedankenmatten". Wie aber konnten dann die Reden des guten Wilden überhaupt in die Hände des bedauernswerten Weißen gelangen?

Dafür bedurfte es eines aus der zivilisationskranken Welt stammenden Herausgebers. Erich Scheurmann, ein um die Jahrhundertwende vom Fernweh geplagter Wandervogel und Freund Hermann Hesses, hat die Reden niedergeschrieben und 1920 erstmals veröffentlicht. Von Anfang an war die Fibel ein Erfolgsbuch. Schon nach zwei Jahren zählte man die vierte Auflage. Dann - ein halbes Jahrhundert danach - gruben Marburger Studenten das Westentaschenbändchen erneut aus und vertrieben 1971 den ersten Raubdruck davon. Inzwischen gibt es mindestens ein halbes Dutzend weiterer Nachdrucke in alternativen Kleinverlagen und eine offizielle Herausgabe in einem weithin unbekanntem Schweizer Verlag. Allein die letztere Edition hat innerhalb von fünf Jahren eine Auflagenhöhe von 350.000 erlebt - für einen Mini-Verlag angesichts der dürftigen Vertriebs- und Werbemöglichkeiten ein kaum glaublicher Erfolg. Vermutlich sind in den letzten zehn Jahren etwa eine Million Exemplare der Reden des Südseehäuptlings in Umlauf gesetzt worden. In der breiten Öffentlichkeit so gut wie unbekannt ist "Der Papalagi" ein, wenn nicht der Bestseller in der bundesdeutschen Subkultur. Das Vade-mecum für Aussteiger ist in der grün-bunt-alternativen Szene zum Kultbuch geworden. Zweifel an der Authentizität des Textes sind dabei keine aufgekomen, obwohl der Herausgeber in seiner Einführung merkwürdigerweise davon spricht, daß die Reden Tuivalis "zwar noch nicht gehalten, doch aber gleichsam als ein Entwurf in der Eingeborenen-sprache niedergeschrieben"(14) worden seien, aus der er sie dann ins Deutsche übertragen haben will.

Nun hat sich ein Ethnologe die Mühe gemacht, die Schrift aus der Frühzeit der Weimarer Republik einmal genauer unter die Lupe zu nehmen. Horst Cain, der die religiösen Eigenheiten der Samoaner akribisch untersucht hat, kommt in einer Sonderstudie zu dem unmißverständlichen Schluß: "Der 'Übersetzer' und 'Herausgeber' Erich Scheurmann ist in Wirklichkeit der Autor, der sich hinter dem Samoaner Tuivali verbirgt."(15) Mit philologischem Spürsinn hat er eine Reihe von sprachlichen Ungereimtheiten aufgedeckt, die so gravierend sind, daß sie nur eine Erklärung zulassen: Erich Scheurmann hat sich selbst in die Rolle des samoanischen Häuptlings versetzt -dessen Existenz im übrigen nachweisbar ist - und die Ausdrucksweise des Eingeborenen mit eigenen Neuschöpfungen als besonders ursprünglich zu imitieren und zugleich zu verstärken versucht. Dabei ist ihm offensichtlich ein Mißgeschick nach dem anderen unterlaufen. Aus der Fülle der verunglückten Phantasieaus-

drücke sei nur ein Beispiel zitiert: "Durch die Verwendung des Wortes 'Glasrolle' wird uns suggeriert, daß Tuivaii und den Samoanern jener Zeit die Flasche unbekannt war, was keinesfalls zutrifft. Das samoanische Wort für Flasche heißt fagu, das eine kleine Kürbisart (gourd) bezeichnet, die als Flasche verwendet wurde. Während also ein Samoaner in diesem Falle ohne weiteres 'Flasche' (fagu) benutzt hätte, 'übersetzt' Scheurmann 'Glasrolle' und erweckt damit den Eindruck einer Pseudoprimitivität." (16) Die mit wissenschaftlicher Akribie betriebene Entlarvung des konkretistischen Machwerks hält Cain allerdings nicht davon ab, den sich als Herausgeber tarnenden Autor in die Tradition der französischen Aufklärung einzureihen. War im Falle von Montesquieu "Persischen Briefen" und Diderots "Nachtrag zu Bougainvilles Reise" ein derartiges Tarnunternehmen aufgrund der realen Unfreiheit unter dem 'ancien regime' sicher unabdingbar, so muß es im Falle von Scheurmanns samoanischen Reden doch völlig überflüssig gewesen sein. Dafür ist die publizistische Rolle, die dieser in den zwanziger und dreißiger Jahren gespielt hat, zu eindeutig.

In seine Wahlheimat West-Samoa - seit 1899 deutsche Kolonie - war Scheurmann kurz vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs mit dem Reichspostdampfer "Scharnhorst" gereist. Nachdem die Inselgruppe 1915 von den Neuseeländern besetzt worden war, kehrte er gegen Kriegsende auf dem Umweg über die Vereinigten Staaten nach Deutschland zurück. Dort entfaltete er nun eine rege schriftstellerische Tätigkeit: 1919 erschien in Berlin "Paitea und Ilse. Eine Südseegeschichte", 1920 in Buchenbach in Baden "Der Papalagi", 1929 im "Vita-Verlag" in Berlin "Die Lichtbringer. Die Geschichte vom Niedergang eines Naturvolkes", 1935 in Korbach "Erinnerungen aus der Besatzungszeit Samoas", 1936 im "Ludendorff-Verlag" dann "Zweierlei Blut. Ein Südsee-Roman" und 1937 im Verlag "Deutsche Revolution" schließlich die Germanen-Saga "Ulfs Geschlecht". -Die Entwicklung ist unzweideutig. Aus dem Südsee-Enthusiasten wird ein nordischer Blut-und-Boden-Ideologe. Vom exotischen zum arischen Naturmenschen führt der Prozeß - und alles im gleichen Überschwang der Begeisterung fürs Ursprüngliche.

Scheurmann ist 1957 gestorben. Sein Tarnname Tuivaii ist inzwischen bekannter als er selber. Nach Jahrzehnten des Vergessens hat "Der Papalagi" inzwischen auch in den sogenannten gebildeten Kreisen Schule gemacht. Die mit Unschuldslächeln und Engelsgeduld vorgetragene Zivilisationskritik verfängt nun auch hier. Insbesondere

an den Universitäten hat das Exotik-Brevier Widerhall gefunden. Die Rede vom "Denken als Krankheit" hat in nicht wenigen Seminaren Hochkonjunktur.

Nur zu bereitwillig nimmt man die Position des Südseeinsulaners ein, um die Widrigkeiten eines bedrängenden Studiums mit anderen Augen betrachten zu können. Aus der Perspektive des Eingeborenen erscheint das Exotische normal und das Normale exotisch - die verkehrte Welt des Intellekts soll zurückgenommen und wieder ursprünglich werden. Das jedoch ist ein Trugschluß, der auf einer Pseudokonkretion fußt.

EMANZIPATORISCHE SINNLICHKEIT?

"Und wenn sich eines Tages Ihr gesamtes Auditorium erhöbe und Ihnen ins Gesicht brüllte, es wollte lieber die finsterste Mystik hören als das sandige Geknarre Ihrer Intellektuellenakrobatik und Ihnen in den Hintern träte, daß sie vom Katheder flögen, was würden Sie dann sagen?"

Gottfried Benn
in seinem Drama "Ithaka"

"Bildung ist eben das, wofür es keine richtigen Bräuche gibt; sie ist zu erwerben nur durch spontane Anstrengung und Interesse, nicht garantiert allein durch Kurse... Fürchtete ich nicht das Mißverständnis der Sentimentalität, so würde ich sagen, zur Bildung bedürfe es der Liebe; der Defekt ist wohl einer der Liebesfähigkeit."

Theodor W. Adorno,
Philosophie und Lehrer

Kein Zweifel, viele der Phänomene, die man heute unter Studenten beobachten kann, entsprechen nicht mehr dem Bild, das man vor Au-

gen hat, wenn man an jene aus den sechziger Jahren denkt. Insbesondere die Deklaration des Denkens zur "Krankheit" zeigt auf, wie beträchtlich die Kluft zur alten Protestgeneration sein muß, die ja noch den Vernunftanspruch der Wissenschaft gegen die autoritär verknöcherten Hochschulstrukturen zu wenden versuchte.

Gleichwohl könnten viele der in letzter Zeit geäußerten Interessen wie eine Reprise einzelner Leitmotive aus der antiautoritären Bewegung erscheinen: die Herstellung angstfreier Kommunikationsstrukturen, das Durchsetzen kollektiver Studienformen, die Unterlaufung und öffentliche Bloßstellung professoraler Herrschaftsrituale, vor allem aber das Insistieren auf dem "Hier und Jetzt" der Emanzipation stand auch 1968 im Kampf gegen die Ordinarienuniversität im Mittelpunkt des Interesses. Kurzum, die Revolte der Studenten war auch eine hedonistische Revolte, eine der "Neuen Sensibilität", wie das Stichwort von Herbert Marcuse lautete.

Wenn die meisten dieser Ansprüche im Laufe der letzten Jahre erst wieder angeeignet werden mußten, dann ist dies auch ein Indiz für die Brüchigkeit von Erfahrungsprozessen, das Schwinden des Erinnerungsvermögens und den weitgehenden Verlust eines Geschichtsbeußtseins, das doch zumindest die jüngste Vergangenheit der eigenen studentischen Kämpfe im Gedächtnisdepot aufgespeichert haben sollte. Voraussetzung für dieses Vergessen ist allerdings nicht nur der objektive Tatbestand, daß die Studentenschaft einer hohen Umschlagsgeschwindigkeit ausgesetzt ist, die, durch neue Faktoren wie die Einführung der Regelstudienzeit noch verstärkt, die Tradierbarkeit von Erfahrungen ungeheuer erschwert, sondern auch, kaum weniger bedeutend, die selbstinterpretatorische Geschichtsfälschung neoleninistischer Gruppierungen, die glaubten, in der Darstellung der studentischen Protestbewegung sämtliche subjektiven Intentionen als "kleinbürgerlich" denunzieren zu müssen. Erst durch diese Selbsttäuschung konnte es vielen während des letzten bundesweiten Hochschulstreiks im Wintersemester 1976/77 erscheinen, daß sie neuartige Protestformen entwickelten.

Inzwischen ist die "Revolte von Stadtindianern und Spontis", wie sie ein flinker Wissenschaftssenator einmal genannt hat(17), schon längst wieder verfliegen, die Debatte jedoch um universitäre Lern- und Verkehrsformen hält unvermindert an. Dominiert wird die universitäre Öffentlichkeit dabei bekanntlich vor allem durch die Diskussion über den "Neuen Sozialisationstyp"(18), den Versuch,

mit einem klini-fizierenden Begriffsinstrumentarium die irritierenden Ver-weigerungs- und Protestformen theoretisch dingfest zu machen. Gegen diesen Versuch der psychopathologischen Charakterologisierung ist zu Recht der Vorwurf erhoben worden, daß hier eine Ebene der Auseinandersetzung gewählt wurde, die der pathologisierenden Logik, wie sie von selten der Herrschenden dieses Landes für die politische Auseinandersetzung oft verfolgt wird, genau entspricht.

Nun ist aber die Gegenkritik an der Interpretationsfigur des "Neuen Sozialisationstyps", wie sie z.B. von Almuth und Klaus-Jürgen Bruder vorgetragen wurde(19), selber kurzschlüssig und irreführend, weil sie der Psychologisierung der Politik eine fiktive Kontinuität der kulturevolutionären Dimension Im studentischen Protest entgegenhält. Die antiautoritäre Bewegung und der Pariser Hai müssen mit ihren Leitmotiven beschworen werden, um den politischen Gehalt und die Subversivität der studentischen Verweigerung gegen die sozialpsychologischen Erklärungsmuster retten zu können, wie sie projektiv auch von linken Hochschullehrern zur theoretischen Legitimation ihrer eigenen Veranstaltungsschwierigkeiten gegen die Studenten gewendet werden. Wenn so eine berechnete Kritik mit untauglichen Mitteln operiert, dann hat das vor allem folgende Gründe:

1. Die Wiederbelebung subkultureller und kulturevolutionärer Momente im gegenwärtigen Protestverhalten kaschiert die Armut, Apathie und die nicht nur gesellschaftliche, sondern auch individuelle Perspektivlosigkeit, die hinter der scheinbaren Euphorie und Überschüssigkeit der Gesten und Szenen steckt. Eine derartige Interpretation zu akzeptieren, hieße lediglich, die dogmatische Selbsttäuschung durch eine ihr komplementäre undogmatische zu ersetzen.

2. Die Zuspitzung der Auseinandersetzung auf einen Rollenkonflikt zwischen Studenten und Professoren ist, obwohl er im universitären Alltag eine nicht zu unterschätzende Bedeutung besitzt, im Kern irreführend, weil sie die Dynamik der Konfliktmuster entweder nur individualpsychologisch oder nur rollensoziologisch begreift. All jene institutionellen, juristischen und fachspezifischen Determinanten, die das Verhalten der Einzelnen stark vorherbestimmen, aber im unmittelbaren Erleben von Alltagssituationen keine signifikante Rolle spielen, bleiben in der Analyse ausgeblendet.

Theorie, die auf Abstraktion verzichtet, indem sie an den Grenzen des eigenen Erlebnishorizonts halt macht, reduziert sich zwangsläufig auf die Qualität von Wahrnehmungsbildern.

3. Die phänomenologische Ähnlichkeit der jüngsten Protest- und Verweigerungsformen mit denen aus der antiautoritären Bewegung verleitet zur Ausblendung eines objektiven Kontextwandels, in dem sich die Strukturen des Studienzusammenhangs ebenso wie der Charakter und die gesellschaftliche Funktion von Ausbildung an bestimmten Punkten entscheidend verändert haben, und führt dadurch besonders leicht zu einer ahistorischen Darstellungsweise. Indem aber der Konstitutionszusammenhang ausgeblendet oder zumindest auf unmittelbare Erfahrungen reduziert wird, vermindern sich auch solche Erkenntnisse, die sich vom Anspruch her als materialistisch begreifen mögen, auf die Qualität von Gefühlszuständen.

Aus diesen Kritikpunkten schält sich ein Desiderat heraus, das in der Analyse studentischer Protestformen unter Hinzuziehung historischer und ökonomischer Dimensionen, die in letzter Zeit häufig vernachlässigt wurden, vor allem ihre politische Bedeutung zu diskutieren hat. In einer solchen Arbeit ist weder eine Psychologie studentischer Charaktertypen zu entwickeln, noch eine Analogisierung von Erscheinungsformen zu betreiben. Vielmehr muß, wenn der Gebrauch solcher Leit motive wie "Bedürfnisbefriedigung", "Erfahrungsgewinn" und "Kollektivität" nicht zu fetischhaften Zauberformeln verkommen soll, deren Bedeutung im objektiven Spannungsfeld von universitärer Ausbildung und gesellschaftlicher Funktionsbestimmung untersucht werden. Erst dann, wenn die soziale Rolle bestimmter Qualifikationen deutlich wird, läßt sich auch ein Urteil über den emanzipativen Gehalt solcher Ansprüche fällen. Der Trugschluß jener Studenten, die meinen, daß über Wert oder Unwert eines Seminars die Erlebnisqualität seiner Teilnehmer entscheidet, besteht darin, daß sie die Zweckhaftigkeit von Studieninhalten verleugnen und sich stattdessen jenseits aller Funktionsbestimmungen auf die Unmittelbarkeit universitärer Alltagssituationen kaprizieren. Dagegen ist einzuwenden, daß Veranstaltungen denkbar sind, die unter den Studenten wichtige persönliche Veränderungen bewirken können, gleichwohl aber an der Herrschaftsförmigkeit dessen, was dort gelehrt, diskutiert und begriffen worden ist, überhaupt nichts verändern.

Angesichts der horrenden Unklarheit, Verwirrung und Konzeptionslo-

sigkeit innerhalb der studentischen Opposition mag es augenblicklich in vielerlei Hinsicht produktiver sein, richtige Fragen zu stellen, als vorschnelle Antworten zu präsentieren. Trotz dieser nicht risikoarmen Situation, die bei vielen eine Art theoretische Berührungsangst gegenüber dem eigenen Arbeitsbereich Universität ausgelöst hat, soll hier der Versuch unternommen werden, auseinanderdriftende Diskussionszusammenhänge gegenseitig wieder soweit anzunähern, daß sich aus ihrer Verdichtung ein genaueres Bild von der politisch-emanzipativen Bedeutung des gegenwärtigen studentischen Protestverhaltens ablesen lassen kann. Von der Voraussetzung ausgehend, daß aus der phänomenologischen Ähnlichkeit bestimmter Studien- und Verkehrsformen keineswegs einfach der Schluß zu ziehen ist, daß "Emanzipation" im Jahre 1982 dasselbe bedeuten muß, was es im Jahre 1968 bedeutet hat, sich also möglicherweise unter den Sprachformen ein entscheidender Bedeutungswandel vollzogen hat, soll hier die Hypothese verfolgt werden, daß es einen konstitutiven Zusammenhang gibt zwischen der objektiven Rationalisierung des universitären Großbetriebs, wie er sich im Zuge der technokratischen Hochschulreform in den siebziger Jahren vollzogen hat, auf der einen Seite und dem subjektiven Versuch der Emotionalisierung studentischer Lern- und Verkehrsformen, wie sie sich auch in den unterschiedlichsten Publikationen niedergeschlagen hat, auf der anderen Seite.

Im Mittelpunkt stehen also nicht familiale, soziale oder psychische Strukturen, die ihren genetischen Ort außerhalb der Universität haben. Damit sollen derartig determinierende Einflüsse nicht strikt geleugnet werden, lediglich das Bezugssystem, in dem diese Faktoren eine Rolle spielen, wird hier anders angesetzt. Im Unterschied sowohl zu sozialpsychologischen als auch zu politökonomischen Argumentationsfiguren, die studentische Phänomene meist eindimensional deduzieren, wird die Universität hier als eigener Konstitutionszusammenhang begriffen, der sich in seiner Dynamik gleichwohl aber nur aus dem Kräfteparallelogramm des herrschenden Systems sinnvoll interpretieren läßt.

Wenn in der nun folgenden Darstellung von Verallgemeinerungen, wie "Universität" oder "Student", die Rede ist, dann soll schon hier die einschränkende Bemerkung gemacht werden, daß es sich dabei um sprachliche Vereinfachungen dreht, deren Aussagen jedoch von vornherein zum einen nur auf geistes- und sozialwissenschaftliche Fachbereiche bezogen sind und es sich zum anderen dabei

nicht um die Masse der Studierenden handelt, sondern um eine polarisierte Minderheit, die der aktiven, ihre Studienbedingungen nicht einfach blind oder opportunistisch akzeptierenden Studenten.

II. AUTONOMIE UND HETERONOMIE DER UNIVERSITÄT

"Was man daher höhere wissenschaftliche Anstalten nennt, ist, von aller Form im Staate losgemacht, nichts Anderes als das geistige Leben der Menschen, die äussere Musse oder inneres Streben zur Wissenschaft und Forschung führt."

Wilhelm von Humboldt

"Die Wissenschaft braucht heute auf allen Linien große Mittel; große Mittel werden in der Regel nur für Gegenleistungen hergegeben. Gibt sie nicht der Staat, so gerät also der Wissenschaftsbetrieb in Abhängigkeit von den Absichten der Geldgeber, siehe Amerika, Rockefeller, Carnegie. Die Schöpfung unserer Kaiser Wilhelm-Gesellschaft ist ein energisches Gegenmittel und leitet das Kapital unter der Ägide von Staat und Akademie in ein reinliches Bett. Von unserem Staat kann man wirklich sagen, daß er in Bezug auf die Wissenschaft reinlich ist."

Adolf von Harnack

Das grundlegende Modell, nach dem der Strukturwandel der Universität in einem umfassenden Sinne bis hinein in die Ausprägung verschiedener psychischer Dispositionen unter den Studenten verstanden werden kann, ist die krisenförmige Transformation vom Konkurrenz- in den Monopolkapitalismus.(20)

Dieser Prozeß, der vor etwa einem Jahrhundert mit der Herausbildung einzelner Monopolgeellschaften einsetzte, zeichnet sich dadurch aus, daß im Akkumulationsbestreben des Kapitals Naturwüchsigkeit tendenziell immer weiter eliminiert und sukzessive durch

Planungseinheiten und effektivitätssteigernde Rationalisierungsmaßnahmen substituiert wird. Die schon den Konkurrenzkapitalismus durchherrschende naturgesetzliche Tendenz von Konzentration und Zentralisierung gewinnt eine historisch neue Qualität, indem die produktive Arbeit noch auf dem Boden der Lohnarbeit selber vergesellschaftet wird. Die Vielzahl einzelner Privatunternehmen wird durch Fusionierung in einigen großen Kapitalgesellschaften zusammengeschlossen, der individuelle Privatkapitalist durch das Management abgelöst, das Privatkapital schließlich verwandelt sich in Gesellschaftskapital. Diese neue Vergesellschaftungsqualität des Kapitals, die den aus der ursprünglichen Akkumulation herrührenden und sich fortwährend neu reproduzierenden zentralen Widerspruch von gesellschaftlicher Arbeit und Privateigentum unangetastet läßt, ist folgenreich, wenn auch zumeist nicht im unmittelbaren Sinne, für alle gesellschaftlichen Bereiche.

Der Staat, der bislang nur über eine außerökonomische Zwangsgewalt verfügte, übernimmt zunehmend auch innerökonomische Steuerungsfunktionen, die zur Herausbildung einzelner Leitinstanzen führen, bis schließlich vom Staatsinterventionismus als Dauereinrichtung gesprochen werden kann. Im Zuge der fortschreitenden Arbeitsteilung wird auch der Arbeitsprozeß selber vergesellschaftet. Die auf ihre partikulare Fungibilität reduzierten Teilarbeiten werden miteinander zur produktiven Gesamtarbeit kombiniert, wodurch die einzelnen Arbeitsabschnitte zunehmend abstrakter werden, weil sich ihre konkreten Zwecke nur noch als Momente der Gesamtheit aller Teilarbeiten realisieren können. Diese Vergesellschaftung des unmittelbaren Produktionsprozesses, in der schon die Bedingungen für die zu Beginn dieses Jahrhunderts einsetzende Taylorisierung angelegt sind, führt auch zu einer qualitativen Veränderung im Verhältnis von Kopfarbeit und Handarbeit, von Wissenschaft und Produktion.

Geistige Arbeit wird immer weiter in das System der mannigfaltig untergliederten körperlichen Arbeit integriert »Wissenschaft schließlich zum Moment des unmittelbaren Produktionsprozesses. Dadurch verändert sich aber der Charakter der Wissenschaften selber in qualitativer Hinsicht. Mit der Durchsetzung der Prinzipien von abstrakter Arbeit löst sich die qualitativ bestimmte Zeit bildungsgeschichtlicher Reflexion auf und nimmt die von der Wertform bestimmten quantifizierbaren Normen der Arbeitszeit an. Hans-Jürgen Krahl hat die Folgen dieses grundlegenden Umstruk-

turierungsprozesses schon vor einem Jahrzehnt deutlich gemacht: "Der Theorienverlust und der Instrumentalisierungsprozeß, den die positivistisch zerstreuten Einzelwissenschaften durchlaufen, hat der geistigen Arbeit längst die Möglichkeit genommen, ein idealistisches Selbstbewußtsein und metaphysische Totalitätskategorien zu entwickeln ... Der positivistische Zerstreungsprozeß der Einzelwissenschaften löste alle Kategorien der Vermittlung, zumal der von Theorie und Praxis, analytisch auf. Der technologische Entwicklungsstand der produktiv umsetzbaren Wissenschaften projiziert seine methodologischen Verfahrensweisen um den Preis der Vernichtung von Reflexion zugunsten der Anpassung an abstrakte Arbeit auf sämtliche Wissenschaften."(21) Die Durchsetzung der neuen Prinzipien, wie sie hier für den konstitutiven Bereich des unmittelbaren Produktionsprozesses skizziert worden sind, auf das Bildungssystem, insbesondere auf das Verhältnis von Forschung, Wissenschaft und Lehre im Universitätsbereich, ließ allerdings noch lange auf sich warten. Der Prozeß, der das Produktionssystem schon vor einem Jahrhundert revolutionierte, ist in seinen Auswirkungen auf den Bildungsbereich nur unter dem Gesichtspunkt der Ungleichzeitigkeit(22), der relativ späten Folgeveränderung im Überbau zu begreifen.

Die bürgerliche Universität, wie sie ihr klassisches Selbstverständnis in Wilhelm von Humboldts Bildungskonzeption fand, war vom ideologischen Muster der Marktautonomie geprägt. Die Bestrebungen Humboldts, der zu Beginn des 19. Jahrhunderts als Sektionschef für Kultus und Unterricht im preußischen Innenministerium innerhalb kürzester Zeit die stärksten Impulse der Bildungspolitik auslöste, liefen darauf hinaus, das 'Laissez faire'-Prinzip des Konkurrenzkapitalismus auf das Bildungswesen zu übertragen.(23) Was Adam Smith als "Marktgesetz" für die Ökonomie formuliert hatte(24), daß Überproduktion und Wirtschaftskrisen solange ausgeschlossen seien, solange die Freiheit des Marktes unbeeinträchtigt sei, weil etwaige Disproportionen zwischen Gesamtnachfrage und Gesamtangebot sich durch einen naturwüchsigen Ausgleichmechanismus immer wieder neu regulieren würden, das hat Humboldt in der Zeit des klassischen Idealismus als Prinzip der Hochschulautonomie postuliert.

Seine vorrangige Absicht war es, den Vertretern des preußischen Staates klarzumachen, daß nur die institutionelle Autonomie der Universität den Fortschritt von Wissenschaft und Forschung garantiere. Jede Einmischung des Staates oder anderer nichtuniversitär-

er Stellen verletze die Freiheit als notwendige Voraussetzung wissenschaftlicher Selbstreflexion, verzerre damit die Idee der Wahrheit und verhindere so jede wirklich unabhängige Erkenntnis. Die Erkenntnis von Wahrheit sei nur möglich unter strikter Absehung von ihrer praktischen Verwendung. Um zu verhindern, daß die Freiheit der Wissenschaft durch die Hinabziehung in die Niederungen der materiellen Wirklichkeit beeinträchtigt werde, solle der Staat lediglich die finanzielle Unabhängigkeit garantieren.

Obwohl der Staat also die materielle und rechtliche Unabhängigkeit der Wissenschaften mit der institutionellen Autonomie der Universität herzustellen und abzusichern hat, so darf er dennoch keine eigenen Forderungen, sozusagen als Gegenleistungen, an die Universität richten und auch insgesamt keine eigenen Erziehungs- und Bildungsideale zu verwirklichen trachten. Dies muß den unabhängigen Wissenschaftlern selber, die ausschließlich ihrer Sache ergeben sind, überlassen bleiben. Soweit nach Adam Smith in der Ökonomie jede künstliche Einwirkung auf das Naturgesetz des Marktes eine Störung im Verhältnis von Angebot und Nachfrage auslösen würde, so muß nach Humboldts Vorstellung in der Bildung jede Verfolgung von Absichten, die nicht der logischen Immanenz des wissenschaftlichen Forschungsprozesses selber entspringen, zwangsläufig zur Beeinträchtigung wahrer Erkenntnis führen: "Der Staat muß seine Universitäten weder als Gymnasien noch als Specialschulen behandeln ..., sondern die innere Überzeugung hegen, dass, wenn sie ihren Endzweck erreichen, sie auch seine Zwecke und zwar von einem viel höheren Gesichtspunkte aus erfüllen, von einem, von dem sich viel mehr zusammenfassen läßt und ganz andere Kräfte und Hebel angebracht werden können, als er in Bewegung zu setzen vermag."(25) Selbst im Verhältnis zwischen Professoren und Studenten herrscht nicht, wie man bei einem preußischen Bildungspolitiker auf den ersten Blick vermuten könnte, ein strenges Autoritätsideal vor, sondern vielmehr die Einsicht, daß nur die Egalität eines "gegenseitigen Lehrverhältnisses", also die Form des sokratischen Dialogs, die Basis wissenschaftlicher Forschung darstellen kann-, "Darum ist auch der Universitätslehrer nicht mehr Lehrer, der Studierende nicht mehr Lernender, sondern dieser forscht selbst, und der Professor leitet seine Forschung und unterstützt ihn darin."(26)

Was sich hier in eigenartiger Radikalität selbst bis in das Lehrverhältnis hinein durchsetzt, ist nichts anderes als die Logik der

Zirkulationssphäre, deren Scheinautonomie selbst ein Produkt der Produktionsbasis im Konkurrenzkapitalismus ist. Die in Humboldts Bildungskonzeption der autonomen Universität dominierenden Ideale Freiheit, Gleichheit, Wahrheit sind ideologischer Ausdruck einer Sphäre, die dadurch, daß sich der gesellschaftliche Verkehr unter den Bedingungen der freien Konkurrenz von sich einander feindlich gegenüberstehenden Individuen und durch den gerechten Äquivalententausch von einander gleichgeltenden und gleichgültigen Warenbesitzern realisiert, zustandekommt.

Nur in Preußen waren zu der Zeit die gesellschaftlichen Bedingungen für eine solche Ökonomie noch garnicht hinreichend gegeben. Die Kräfte des Marktes mußten sich hier überhaupt erst einmal gegen die ständischen Interessen des monarchischen Staatswesens durchsetzen. Die preussische Universitätsreform, die praktisch 1810 mit der Gründung der Friedrich-Wilhelms-Universität in Berlin in Gang gekommen war, muß insofern als ein Vorgriff auf die bürgerliche Gesellschaft angesehen werden, der noch im Rahmen des aufgeklärten absolutistischen Ständestaats stattfand. Unter dem Eindruck der Französischen Revolution und dem militärischen Zusammenbruch 1806 bei Jena und Auerstädt unter dem Ansturm der napoleonischen Volksheere hatte sich der preussische Staat zu einer Reihe von Reformen gezwungen gesehen, die das Schlimmste - nämlich das Übergreifen der Sozialrevolutionären Tendenzen auf Preußen selber - verhindern soll-ten. Im Zuge der entsprechenden gesellschaftspolitischen Maßnahmen durch Freiherr vom Stein und Hardenberg fand auch die Bildungsreform statt, in deren Zusammenhang ein liberal-aufgeklärter Freiheitsbegriff und die Bestimmung der Wissenschaft als Forschung Eingang in die "im Zunftwesen erstarrte" Universität fanden. Humboldt hatte es in seiner bloß sechzehn monatigen Amtszeit vermocht, die Marktprinzipien des ökonomischen Liberalismus im Rahmen des aufgeklärten preussischen Beamtenstaates zu institutionalisieren. Die Stärke seiner Universitätsreform bestand in der Entfeudalisierung und Dekorporierung der alten Landes- und Stadtuniversitäten, ihre Schwäche darin, daß diese Liberalisierungsschritte nur mit den Mitteln des Staates durchzusetzen waren. Paradox formuliert: Die Freiheit vom Staat mußte und konnte auch nur durch den Staat garantiert werden.

Dieses Dilemma machte sich von Anfang an bemerkbar. Das Autonomieprinzip trat praktisch nur in einer eingeschränkten Form in Kraft. Humboldt selbst hatte den Universitäten noch das Selbstergänzungs-

recht des Lehrkörpers vorenthalten und erst 1838 war der Korporation überhaupt das Vorschlagsrecht gegenüber dem Minister zugestanden worden. Die in materieller Hinsicht so entscheidende Wirtschafts- und Personalverwaltung lag in den Händen eines vom Staat bestellten Kurators und auch die rechtlich so grundlegende Satzungsautonomie blieb den Universitäten verwehrt. Insofern trug die institutionell abgesicherte Freiheit der Wissenschaft von vornherein stark durchgeistigte Züge. Die Autonomie der Universität war noch nicht unmittelbarer Ausdruck der Autonomie des freien Marktes, die sich im Laufe des Jahrhunderts überhaupt erst durchsetzen mußte, sondern nur auf der Grundlage eines absolutistischen Staates konnten deren Prinzipien als Ideen verfolgt werden. Hinter der Freiheit der Wissenschaft steckte noch nicht die voll entfaltete Kraft der Marktautonomie, sondern die selbstaufgeklärte Macht des preussischen Staates, der mit diesem Zugeständnis seine Einflusssphäre gerade retten wollte. Humboldt, der schon frühzeitig ein Anhänger der Französischen Revolution war, hatte durch seine Inanspruchnahme des politischen Freiheitsideals diesem Vorgang zugleich eine treffliche Ideologie gesichert. Wenngleich seine reformerische Tätigkeit nicht einfach auf diese Sphäre des Scheins reduziert werden kann - die durch ihn in Gang gesetzten Veränderungen sind unbestritten - so ist die Entwicklung der modernen deutschen Universität doch grundlegend von dieser Ambivalenz in ihrem Verhältnis zum Staat geprägt worden.

Wie wenig die universitäre Autonomie mit politischen Freiheiten zu tun hatte, das wurde schon bald in den sogenannten "Demagogenverfolgungen" deutlich, mit denen kritische Professoren und Studenten im Vormärz drangsaliert wurden. Von der institutionellen Struktur her wurde die korporative Unabhängigkeit durch einen lang andauernden Umwandlungsprozeß entscheidend weiter eingeschränkt, der sich im Gefolge der aufkommenden Naturwissenschaften und der mit ihnen einhergehenden betriebsförmigen Organisation des wissenschaftlichen Apparates vollzog. "Nach der Reichsgründung und dann erneut in Verbindung mit der Entfaltung des Wirtschafts- und Kolonialimperialismus um 1890 setzte in großem Haßstab ein staatskapitalistischer Unternehmungsgeist in der Wissenschaftsförderung und -Organisation ein, in dessen Hintergrund die Interessen der neuen Großindustrie und des Militärs standen. Es entsprach nur den obrigkeitsstaatlichen Traditionen der preußischen Wissenschafts- und Universitätspolitik (einschließlich der Ideen Humboldts über die

äußere Organisation der wissenschaftlichen Anstalten), wenn auch die neuen, voll staatlich finanzierten betriebsförmigen Einrichtungen der Wissenschaft ebenso wie die bisherigen, anstaltlichen Einrichtungen ... der Verfügungsgewalt akademischer Selbstverwaltungsinstanzen entzogen wurden. ... Den bürokratisch-obrigkeitlichen Tendenzen der staatlichen Wissenschaftspolitik kamen Interesse und Bewußtsein der meisten Professoren entgegen. Sie waren in ihrer gesellschaftlichen Haltung seit langem durch das Beamtenethos des preußischen Staates mitgeprägt und schickten sich nun an, ergriffen von der 'nationalen Welle' nach 1670/71, auch äußerlich ihren politischen Frieden mit dem zum Reich erweiterten preußischen Staat zu machen, selbst soweit sie dem politischen Liberalismus nahestanden. Die faktische Entmündigung der formal gerade erst begründeten Universitätsselbstverwaltung durch die 'neomerkantilistische' Wissenschaftspolitik des Ministerialreferenten Althoff, die mit dem Aufbau des Institutssystems ihren Höhepunkt erreichte, vollzog sich ohne erheblichen Widerspruch von seiten der Professoren."(27) Um die Jahrhundertwende schon stand das vorläufige Resultat dieses qualitativen Umstrukturierungsprozesses fest: "Wissenschaft und ihre Lehre, bisher nur ein locker vergesellschafteter Kommunikationsprozeß zwischen isoliert arbeitenden Gelehrten oder Studenten, gerinnen zum vergesellschafteten Arbeitsprozeß zum Betrieb kooperierender Wissenschaftler und Auszubildender. Entsprechend werden die 'horizontalen' genossenschaftlichen Verbindungen der Gelehrten (weitere und engere Fakultäten, Großer und Kleiner Senat), denen sich die Studenten als freie Hörer anschlossen, von dem 'vertikalen' bürokratischen Instanzenzug der staatlichen Betriebsführung verdrängt. Der staatskapitalistische Institutsbetrieb beseitigt die ursprünglich klare Trennung zwischen staatlicher Kuratorialverwaltung und akademischer Selbstverwaltung der Gelehrtenkorporation. Er saugt die wichtigsten Funktionen beider Institutionen auf: Anstaltlich-bürokratische und korporativständische Hierarchien werden teils an den Rand gedrängt, teils in die neue Betriebshierarchie integriert. Die formalen Regeln der Betriebsführung, ihre Kompetenz nach innen und außen werden durch die formale Einordnung in den zuständigen Instanzenzug des Staatsapparates (Institut - Kuratorialverwaltung - Ministerialabteilung - Minister) bestimmt."(28) So mußte selbst Eduard Spranger, der noch nachhaltig von den Idealen der humboldtschen Bildungskonzeption beeinflusst war, hundert Jahre nach der Gründung der prototypischen Berliner Universität eingestehen: "Die

Hoffnung nämlich, von der Fichte, Schleiermacher und Humboldt beseelt waren, daß in Zukunft die Staatstätigkeit zurücktreten werde, diese Hoffnung war die irrigste Zukunftsdeutung, die jemals versucht worden ist. Wenn wir heute auf das 19. Jahrhundert zurückblicken, so erscheint uns die Epoche des reinsten Liberalismus als ein kurzes Zwischenspiel zwischen zwei Epochen der straffsten Staatsomnipotenz ... Gegenüber der ungeheuren Bedeutung der Hierarchie von Berufsbeamten sind, wenn wir ehrlich sein wollen. Volksvertretung und Selbstverwaltung doch nur Seiten des Staatslebens. Sie sind nicht Träger der Staatsgewalt geworden: sie tragen nur mit."(29) Den Universitäten, die die Freiheit der Wissenschaft als ihr oberstes Gebot postuliert hatten, war nur noch eine kärgliche Restautonomie verblieben.

Obwohl mit dem ökonomischen Wandel vom Konkurrenz- zum Monopolkapitalismus die produktive Basis für die Ideologie der Bildungsaautonomie zerfallen ist, lassen sich auch heute noch einige Relikte von Humboldts Idealvorstellungen, die in einer in ihrem Selbstverständnis stark veränderten Universität mitunter grotesk wirken, feststellen. Das Vorlesungsverzeichnis mutet, obwohl die einzelnen Veranstaltungen dem Studenten weitgehend vorherbestimmt sind, von seiner Form her immer noch wie ein Überbleibsel aus den Zeiten des bürgerlichen Marktverkehrs an. Innerhalb seines Faches soll der Studierende als zur Selbstreflexion fähiges Subjekt scheinbar frei und ungebunden aus dem vorgelegten Veranstaltungsangebot wählen können. Bezeichnenderweise hat Max Weber noch 1919 einen Zusammenhang zwischen Hörerzahl in den Vorlesungen und 'Lehrbefähigung' der Dozenten, also einen Angebots-Nachfrage-Mechanismus, angenommen.(30) Auch die wissenschaftliche Terminologie, die Norm wissenschaftlicher Standardformulierungen ebenso wie die Diktion ihrer Ausdrucksweise, wahrt noch einen Hauch von der Marktautonomie, wie sie dem humboldtschen Bildungsideal zugrundelag. Als Voraussetzung wissenschaftlicher Arbeit gilt gemeinhin die Ausschaltung persönlicher Motive, da angenommen wird, daß sie die rationale Erforschung bestimmter Gegenstandsbereiche nur störend beeinflussen könnten. Der Wissenschaftler hat deshalb eine kühl beobachtende Anteilnahmslosigkeit gegenüber dem Untersuchungsobjekt an den Tag zu legen; diese Distanz zum Gegenstand seiner Erkenntnis deklariert sich in der szientifischen Terminologie als sprachliche Souveränität des Urteilsvermögens.

Ganz sicher ist, daß hier die Logik einer Bildungskonzeption noch

eine Rolle spielt, die, an den Prinzipien des gegenwärtigen Gesellschaftssystems gemessen, zweifellos als obsolet zu bezeichnen ist. Eine historische Inadäquanz, die den Protektoren der humboldtschen Bildungsideale in der bundesdeutschen Nachkriegszeit sicher kaum bewußt war, gleichwohl aber in solchen hilflosen Rettungsversuchen humanistischen Ideengutes, wie dem 'studium generale', noch symptomatisch Ausdruck fand.

Die entscheidende Wende in der Entwicklung des bundesdeutschen Universitätssystems, die dem Wandel der ökonomischen Basis mit einer langen Verspätung Rechnung tragen sollte, bahnte sich erst Mitte der sechziger Jahre im Gefolge der ersten großen Rezessionsphase und der studentischen Protestbewegung an. Zwar waren auch schon in den Jahren zuvor die Kassandrarufer von der "Bildungskatastrophe" zu hören gewesen, weil das bundesrepublikanische Bildungssystem im Internationalen Größenvergleich ganz offensichtlich weit zurück lag, politisch aktuell wurde Georg Pichts Definition "Bildungsnotstand heißt wirtschaftlicher Notstand"(31) aber erst in dem Augenblick, als mit der Wirtschaftskrise von 1966/67 der bislang durchgängige Konjunkturanstieg der Rekonstruktionsperiode erstmals empfindlich unterbrochen wurde. Unter den Bedingungen einer verschärften Weltmarktsituation und dem Manko eines technologischen Entwicklungsrückstandes schienen vor allem verstärkte Subventionen in Wissenschaft und Forschung ein weiteres Sinken der Profitrate auffangen zu können.

Mit der nun von allen politischen Parteien geförderten "Reform des Bildungswesens" beabsichtigte man weniger eine wirkliche Egalisierung und Demokratisierung als unter dem Gesichtspunkt, daß sich massive Investitionen im Bildungsbereich als entscheidende Forcierung des Wirtschaftswachstums auszahlen würden, die Zurückgewinnung einer starken Konkurrenzposition auf dem Weltmarkt. Um diese Zielsetzung in Angriff nehmen zu können, war es vor allem für den historisch weitgehend unangetasteten Hochschulbereich nötig, um die hemmenden Schranken des Kulturföderalismus der Länder überwinden zu können, ein bundesweites, langfristiges Planungsinstrument zur institutionellen Umstrukturierung, Rationalisierung und Effizienzsteuerung der Universitäten zu schaffen. Zu diesem Zweck wurde 1969 ein eigenes Bundesministerium für Bildung und Wissenschaft gegründet, ein Planungsausschuß für Hochschulbau eingerichtet und ein Jahr darauf die Bund-Länder-Kommission für Bildungsplanung aus der Taufe gehoben. Das zur gleichen Zeit von der sozialliberalen

Koalition inaugurierte Hochschulrahmengesetz, in dessen Einzelversionen bis zur endgültigen Verabschiedung Schritt für Schritt fast alle progressiven Momente gründlich revidiert worden sind, stellt - wie der Name schon sagt - den Rahmen für die einzelnen Planungs- und Organisierungsinstrumente dar.

Ohne damit schon gravierende Gesichtspunkte aus diesem Gesetzeswerk zu skizzieren, sollen hier nur einige Momente aus der Modellhypothese des Übergangs vom Konkurrenz-zum Monopolkapitalismus, der sich ja nur ungleichzeitig im Hochschulbereich vollzieht, extrapoliert werden. Wenn diese Annahme nämlich Gültigkeit besitzt, dann müssen strukturelle Momente des Umsetzungsprozesses im unmittelbaren Produktionsbereich auch in der veränderten Struktur des Qualifikationsprozesses wieder auftauchen.

Dem Modell zufolge muß die entscheidende Zielsetzung für die Umstrukturierung des Hochschulbereichs in der Ökonomisierung der Lehr- und Studienprozesse gesehen werden. Alle naturwüchsig sich selbst bestimmenden Faktoren müssen nach und nach eliminiert und durch zentral geplante Organisationseinheiten ersetzt werden. Die immanente Selbstentwicklung von Forschungsprozessen ist durch eigenständige Leitinstanzen zu substituieren. Durch die Anwendung von Rationalisierungsmaßnahmen werden in gewisser Weise die Wissenschaften selber verwissenschaftlicht und zwar nach der Logik positivistisch zerstreuter Funktionsbestimmungen. Deshalb müssen die Studiengänge einer Zeitökonomie und die Studienbedingungen den Effizienzkriterien einzelner Kapazitätsberechnungen unterworfen werden. Der gesamte Bereich ist nur dann nach dem Primat der Ökonomie umzustrukturieren, wenn seine einzelnen Faktoren zuvor von einem Netz der Quantifizierung erfaßt worden sind. Unter den Bedingungen des Monopolkapitalismus wird mit den Mitteln des organisierenden Staates die Autonomie der Hochschulen - soweit sie noch vorhanden war - sukzessive aufgelöst und die zum überwiegenden Teil naturwüchsig bestimmten Bildungsprozesse werden in vorweg determinierte Qualifikationsprozesse transformiert, die einen integralen Faktor des wissenschaftlich-technischen Fortschritts und damit letztlich des ökonomischen Wachstums selber abgeben sollen.

III. REFLEXION UND RATIONALISIERUNG DER WISSENSCHAFT

"Die neuen Quellen des Reichtums verwandeln sich durch einen seltsamen Zauberbaum zu Quellen der Not. Die Siege der Wissenschaft scheinen erkaufte durch Verlust an Charakter. All unser Erfinden und unser ganzer Fortschritt scheinen darauf hinauszulaufen, daß sie materielle Kräfte mit geistigem Leben ausstatten und das menschliche Leben zu einer materiellen Kraft verdummen."

Karl Marx,

Rede auf der Jahresfeier des "People's Paper" am 14. April 1856 in
London

"So ein exklusiver Fachgelehrter ist dann dem Fabrikarbeiter ähnlich, der sein Leben lang nichts anderes macht als eine bestimmte Schraube oder Handhabe zu einem bestimmten Werkzeug oder zu einer bestimmten Maschine, worin er dann freilich eine unglaubliche Virtuosität erlangt."

Friedrich Nietzsche,

Über die Zukunft unserer Bildungsanstalten

"Die Subsumption der Wissenschaften unter die Verwertungsbedingungen des Kapitals", die fast schon sprichwörtliche Argumentationsfigur, mit der die SDS-Studenten am Ausgang der sechziger Jahre die Logik der technokratischen Hochschulreform gleichzeitig theoretisch zu interpretieren und politisch dingfest zu machen versuchten, hat sich im Laufe dieses einen Jahrzehnts wahrscheinlich anders abgespielt als die kurzschlüssig zwischen Produktions- und Qualifikationsbereich analogisierende Redeweise ausdrückt. Dennoch aber hat die Tendenz der damaligen bildungsökonomischen Analysen(32), die gegen die an die Sozialdemokratie gehefteten Reformhoffnungen gerichtet waren und sich damit zugleich als ein Beitrag zur politischen Strategiebildung verstanden hatten, einen durchaus richtigen Kern im Transformationsprozeß des bundesdeutschen Hochschulsystems anvisiert.

Wenngleich die von klassenanalytischen Gesichtspunkten dominierte Vorstellung, daß der Staat als ideeller Gesamtkapitalist durch Kultus- und Universitätsadministration im Sinne eines unmittelbaren bildungspolitischen Instruments der Großkonzerne fungiere, sich nur in einzelnen Bereichen, bestimmter Sektoren der Forschung beispielsweise, bewahrheitete, so erfaßte die metaphorische Beschreibung, daß sich die Universität "vom Elfenbeinturm zur Wissensfabrik"(33) verändere, mehr von der wirklichen Qualität der Umwälzung als die bildungsbeflissene Vorstellung der meisten erklärten Hochschulreformer, die sich auf eine Demokratisierung der Selbstverwaltungsorgane fixierten, ohne die Bedingungen für deren Handlungskompetenz zu überprüfen. Welche Logik sich nämlich im Laufe von nur wenigen Jahren in der groß herausgestellten Hochschulreform durchsetzte, deren Pläne durch finanzielle Restriktionen zumeist schon zu einem Zeitpunkt zum Scheitern verurteilt waren, als sie noch nicht einmal ausformuliert vorlagen, läßt sich selbst am legitimationsträchtigen Hochschulrahmengesetz in aller Deutlichkeit ablesen.

Im Mittelpunkt des von der sozialliberalen Koalition verabschiedeten Gesetzeswerks steht eine Kategorie, der in dem folgenden Passus sozusagen "Richtlinienkompetenz" zugeschrieben wird: "Die Regelstudienzeit ist maßgebend für die Gestaltung der Studienordnung, für die Sicherstellung des Lehrangebots, für die Gestaltung des Prüfungsverfahrens, sowie für die Ermittlung und Festsetzung der Ausbildungskapazitäten und die Berechnung von Studentenzahlen bei der Hochschulplanung."(34) Sucht man dann unter den angeführten Abschnitten, für die die Regelstudienzeit den Index abgeben soll, nach einer qualitativen Bestimmung dieses Maßstabes, so wird man regelmäßig auf den zitierten Abschnitt, der nur ein quantifizierendes, aber kein qualitatives Kriterium anzugeben vermag, zurückverwiesen. Weder Studiengänge, Studienordnung, noch Prüfungsordnung können eine Antwort auf diese Frage geben, die über die pauschale Formulierung "auf ein berufliches Tätigkeitsfeld vorbereiten" im Abschnitt "Studienziel" hinausginge. Demnach muß als entscheidender Maßstab, an dem alle Entwicklungsprozeduren im Hochschulbereich zu bemessen sind, die leere, abstrakte Zeit angesehen werden.

So wie sich nach Marxens Worten alle Ökonomie in eine "Ökonomie der Zeit" auflöst, so münden auch alle Bestimmungen des HRG in der Regelstudienzeit, die auf eine bestimmte, von Fach zu Fach leicht

variierende Anzahl von Semestern begrenzt ist. Da auch nicht der Hauch einer inhaltlichen Begründung für eine derartige Limitierung zu finden ist, muß der im Vorwort vom damaligen Bundesminister für Bildung und Wissenschaft, Helmut Rohde, geäußerte Anspruch, eine inhaltliche Studienreform gleichzeitig mit einer Verkürzung der Studienzeit verknüpfen zu wollen, wie die Quadratur des Kreises anmuten. Insbesondere angesichts einer zunehmenden Komplexität der wissenschaftlichen Entwicklungsformen, einer kaum noch zu überschauenden Fachliteratur und einer Fülle neu hinzugekommener methodologischer Problemstellungen muß dieser Anspruch absurd erscheinen.

Mit der Einsetzung der Zeitkategorie als generellem Maßstab für die Steuerung staatlicher Bildungsprozesse im Hochschulbereich ist die Studienzeit ähnlich kommensurabel geworden wie die Arbeitszeit im unmittelbaren Produktionsbereich; als Maßeinheit ist sie das operative Prinzip des Qualifikationsprozesses geworden. An dieser Tatsache hat sich auch nichts Entscheidendes geändert, seitdem sich der von den Kultusministern der sozialdemokratisch regierten Bundesländern gemachte Vorschlag durchgesetzt hat und die im HRG bei Überschreitung der Regelstudienzeit vorgesehene Zwangsexmatrikulation gestrichen wurde. Diese wohl mit der Überlegung verknüpfte Korrekturabsicht, die ohnehin schon relativ hohe Rate struktureller Arbeitslosigkeit nicht auch noch durch arbeitslose Akademiker, die zudem ohne Abschluß wären, sprunghaft in die Höhe zu treiben, nimmt im Kern nichts von der Zwangsgewalt, mit der die einzelnen Studiengänge, in bestimmte Phasen untergliedert, heute schon in das Rahmenkorsett der Regelstudienzeit eingezwängt worden sind. Mit der Durchsetzung der abstrakten Studienzeit und der Fragmentierung in obligatorische Studienphasen sind der eigengesetzlichen Logik von Bildungsprozessen die objektiven Bedingungen entzogen worden; an ihre Stelle ist die ökonomische Logik der knappen Mittel getreten, die rigoros das Ziel verfolgt, die unproduktiven, aber notwendigen Kosten so gering als möglich zu halten.

Wie systematisch diese Strategie der Kosteneinsparung vertreten wird, geht aus einem anderen bildungspolitischen Instrumentarium hervor, das seit 1975 in allen Bundesländern Verwendung findet. Es ist dies eine zentrale Verordnung, die die im Hochschulrahmengesetz angelegte Zielsetzung, die vorhandene Qualifikationsausstattung durch zeitliche, räumliche und personelle Komprimierung zu optimieren, bis hin in einzelne pragmatische Verfahrensschrit-

te weiter konkretisiert. Dieses Operationalisierungsmodell, das unter dem Titel "Kapazitätsverordnung" (KapVo) bekannt geworden ist, läßt sich in seiner Grundstruktur als die ein Koordinatensystem vorstellen, in dem die eine Achse die Studienzeit darstellt, die bis in einzelne Seminarstunden für die jeweiligen Studienphasen unterteilt ist, und die andere die Leistungskapazität, die aus einem komplizierten Schlüssel von Lehrstunden, Veranstaltungstypen, Raumgrößen etc. ermittelt wird. Aus der Verknüpfung von Zeit- und Raumrelationen lassen sich dann Kapazitätsgrößen festsetzen, die den universitären Planungs- und Verwaltungsinstanzen als Effizienzkriterien verordnet werden.(35) In diesem grundlegenden Rationalisierungsverfahren wird die Hochschule als ein hoch komplizierter Großbetrieb aufgefaßt, der mit den Mitteln der 'operations-research' auf seine funktionalste Betriebsweise zurechtgetrimmt werden soll.

Unter möglichst effizienten Bedingungen soll aus dem Qualifikationsmittel (Lehrpersonal, Räumlichkeiten, technisches Material etc.) ein Optimum an Qualifikationsleistung herausgepreßt werden, um dieses wiederum möglichst sparsam in die halbqualifizierten Studienanfänger unter ebenfalls optimalen Bedingungen (geringer Zeitaufwand, kontinuierliche Studienabfolge, Gradlinigkeit des Studienganges und möglichst geringe Streu- und Reibungsfaktoren) zu investieren: also in kürzester Zeit und unter geringster Belastung der Lehrkapazität soll der Student als hochwertiges Qualifikationsprodukt wieder aus der Universität gestoßen werden "In einer derartigen Betrachtungsweise erscheinen Studenten als Halbfertigprodukte, die aus dem Schulbereich angeliefert in bestimmter Menge aufgenommen und in den Veredelungsbetrieb Hochschule zu höher qualifizierten Arbeitskräften ver arbeitet werden. In dieser betriebswirtschaftlichen Modellbildung wird der Produktionsprozeß akademischer Qualifikationen durch die 'Elementarfaktoren' Betriebsmittel und Arbeitsleistung sowie durch den 'Dispositionsfaktor' Organisation dargestellt ... Die Studenten werden wie ein strömendes Medium behandelt, das durch den 'Schlauch' eines Studienganges fließt. Das Fassungsvermögen dieses Schlauches wird davon bestimmt, welche Studenten zu welchen Phasen ihres Studiums welche Veranstaltungen mit beschränkter Teilnehmer zahl besuchen. Damit kann man in Analogie zu dem Fassungsvermögen eines Schlauches auch einen Kapazitätsbegriff gewinnen: unter Hochschulkapazität wird das mengenmäßige Leistungsvermögen der verschiedenen

Produktionseinheiten der Hochschule innerhalb eines bestimmten Zeitabschnittes verstanden."(36) Es ist klar, daß mit dieser "Kapazitätsverordnung", die mit ihrer numerischen Berechnung von Aufnahmekapazitäten den Planungsbürokratien zugleich auch die Möglichkeit einer reibungsloseren Handhabung des 'numerus clausus' bietet, die Universitäts- und Kultusadministration ein Steuerungsinstrumentarium zur rigorosen Austaxierung institutioneller Vorgänge bekommen haben, das zudem den ideologisch neutralisierenden Vorteil betriebswirtschaftlicher Rationalität bietet.

Damit können auf der einen Seite restriktive Maßnahmen gegenüber einer inner- und einer außeruniversitären Öffentlichkeit besser legitimiert und zugleich andere hochschulpolitische Vorstellungen als ökonomisch "irrational" diffamiert werden. Für den von Bundeskanzler Helmut Schmidt 1975 der Jahreshauptversammlung der Max Planck-Gesellschaft unterbreiteten leitmotivischen Vorschlag zur betriebswirtschaftlichen Organisation von Forschung und Lehre an den Hochschulen: "Da müßten schon einmal ein paar Betriebswirte beteiligt werden, meine Damen und Herren!"(37) sind inzwischen nicht mehr nur die Weichen gestellt, der Zug, der auf diesen Gleisen steht, hat sich schon in die entsprechende Richtung in Bewegung gesetzt.

Gerade die Steuerung universitärer Qualifikationsprozesse anhand von Kapazitätsverordnungen läßt es möglich erscheinen, in gewisser Weise von einer "Taylorisierung der Hochschule" zu sprechen. Als der amerikanische Ingenieur Frederick Winslow Taylor zu Beginn dieses Jahrhunderts in seinem epochemachenden Werk "The Principles of Scientific Management" die Grundsätze einer wissenschaftlichen Betriebsführung für die Industrielle Massenproduktion formulierte/dachte er auch schon an eine Übertragung seiner Rationalisierungsprinzipien auf Bereiche außerhalb des unmittelbaren Produktionsprozesses.(38) Explizit sprach er dabei am Ende der Einleitung auch von der Universität als einem möglichen Anwendungsgebiet. Sein Freund Cooke war sogar schon vor Beginn des Ersten Weltkriegs so weit gegangen, im Auftrag des Carnegie-Stahl-Konzerns ein Gutachten über die Effektivität universitärer Ausbildung zu erstellen. Was damals jedoch noch mit einem wütenden Aufschrei der Professoren quittiert und hinfort als unrealisierbar abgetan wurde, das scheint heute - mehr als sechzig Jahre danach - kaum noch jemanden zu erschüttern. Dabei ist die Analogie zwischen

Produktions- und Qualifikationsbereich hier von einer geradezu erschreckenden Deutlichkeit.

Als mit der Herausbildung von Großkonzernen und der Erfindung des Elektromotors Ende des vorigen Jahrhunderts die Bedingungen für eine Revolutionierung der industriellen Fertigungsweise gegeben waren und Taylor mit seinem Werk auch die theoretischen Mittel zur Zergliederung der Arbeitsprozesse in einzelne Bedienungsoperationen an die Hand gegeben hatte, da griff Henry Ford als einer der ersten zu und ließ in seinem Automobilkonzern auf Fließbändern produzieren. Die historisch neuartige Produktionsweise besaß den Vorteil, selbst komplexeste Fertigungsvorgänge in einzelne Arbeitssegmente zu zerlegen, was von den Arbeitern eine ungleich geringere Qualifizierung bzw. Einarbeitungszeit erforderte, wodurch natürlich die Kosten für das variable Kapital entscheidend gesenkt werden konnten.

Der gravierende Nachteil allerdings bestand darin, daß Monotonie und Zeitdruck dieser dem Rhythmus der Maschine subordinierten Arbeitsform zunehmend an die psychischen und physischen Belastbarkeitsgrenzen des Arbeiters heranreichten, sodaß häufiger Arbeitsplatzwechsel und hohe Krankheitsquoten die Folge waren. Taylor hatte die heteronomen Konsequenzen aus der Anwendung seiner Prinzipien, insbesondere die Entpersonalisierung und Verdinglichung im Arbeitsprozeß, schon frühzeitig gesehen. Um den Motivationschwund unter den Arbeitern aufzufangen, schlug er die Einführung eines gestaffelten Lohnsystems vor, damit die der Fließbandarbeit strukturell innewohnende Gleichgültigkeit zumindest durch den Anreiz einer höheren Entlohnung, die das persönliche Interesse an einer Leistungsintensivierung wieder künstlich anstacheln sollte, auf dieser Ebene wieder ausgeglichen werden konnte. Dieses Charakteristikum der Komplementarität von Rationalisierung der Produktionsweise und Demotivierung der Produzenten sollte dem Taylorismus durch all seine Anwendungsgebiete hindurch wie ein unsichtbarer Schatten folgen.

Die praktische Umsetzung des Taylorismus, die in Fords Fließbandprinzip erste plastische Konturen fand und der Chaplin in "Modern Times" seine beängstigend komischen Bilder abgewonnen hat, läßt sich in der heutigen Universität natürlich nicht bildhaft, sondern nur in einer strukturellen Analogie nachweisen. In der zitierten Charakterisierung des Kapazitätsverordnungsmodells treten dennoch

bildhafte Komponenten hervor. Wenn dort der Student als "strömendes Medium" angesehen wird, das durch den "Schlauch eines Studienganges fließt", dann läuft vor dem inneren Auge des Lesers förmlich ein Film ab, in dem das "Halbfertigprodukt" Student anstelle des Ford-Automobils auf einem Fließband-Studium die einzelnen Fertigungsstationen des Qualifikationsbetriebs Hochschule absolviert, um dann als Endprodukt Examinand in der Prüfung als einer Art Fahrtstest seine praktische Tauglichkeit zu beweisen. Selbstverständlich hat dieser Vergleich nur in einem übertragenen Sinne sein Recht. Denn schließlich treten die Studenten ihre einzelnen Studienabschnitte bislang immer noch selber an und auch in der Zukunft dürfte die Fließband-Analogie kaum wörtlich genommen werden können. Die Subordinierung unter ein verregelteres und zerstückeltes Studiensystem bleibt weitgehend unsichtbar. Der Durchstrukturierung von ehemals selbstgesteuerten Bildungsprozessen nach den von außen auferlegten Prinzipien der wissenschaftlichen Betriebsführung fehlt gerade die sinnliche Qualität der ford'schen Fließbandarbeit. Die Rationalisierung dringt fast wie ein Phantom in die Studien- und Verkehrsformen ein und erschwert damit jede Auseinandersetzung schon im Ansatz ganz erheblich.

Diese Erscheinungsproblematik der universitären Rationalisierung tangiert die Objektivität des studentischen Statuswechsels. Jedoch überhaupt nicht. Sollte der Student noch bei Humboldt die egalitäre Position des erkennenden Mitsubjekts einnehmen, das mit dem Professor zusammen im sokratischen Dialog disputiert, so nimmt er nun die heteronome Rolle eines Qualifikationsobjekts ein, das wesentlich rezeptive und reproduktive Funktionen zu erfüllen hat. Zwar ist damit noch nicht jede Beeinflussungsmöglichkeit des Qualifikanden 'Student' auf den Verlauf seines Qualifikationsprozesses 'Studium' ausgeschlossen, der individuelle Bewegungsspielraum jedoch ist durch fachliche, personelle und zeitliche Barrieren weitgehend eingeschränkt. Taylors charismatisch verfochtene Grundforderung - "Bisher stand die 'Persönlichkeit' an erster Stelle, in Zukunft wird die Organisation und das System an erste Stelle treten"(39) - hat mit der Steuerung von universitären Qualifikationsprozessen durch Kapazitätsverordnungen unter den Bedingungen des Hochschulrahmengesetzes nun auch in diesem Bereich schon ansatzweise Realität gewonnen.

Indiz dafür ist unter anderem auch die gesetzliche Deklaration von Scheinfreiheiten im Hochschulrahmengesetz. Während Humboldt die

Freiheit als unabdingbare Voraussetzung wissenschaftlicher Erkenntnis postulierte und daraus die Notwendigkeit der materiellen Unabhängigkeit der Universität ableitete, sind die im HRG unter §3 zusammengefaßten Artikel über die Freiheit von Kunst und Wissenschaft, Forschung, Lehre und Studium zu bloßen Lippenbekenntnissen ausgehöhlt. Deutlich wird das an der verräterischen Sprache der Gesetzesformulierungen. Der Bundesminister antwortet auf die Frage nach der Freiheit von Bildung und Wissenschaft gewissermaßen wie der oft zitierte Reporter von Radio Eriwan: "Im Prinzip ja, aber..." Die einschränkende Formulierung lautet durchgängig: "Beschlüsse der zuständigen Hochschulorgane in Fragen ... sind insoweit zulässig, als..." Die so in den jeweiligen Artikeln nachgeschobene Unfreiheit verrät sich insbesondere dadurch, daß am Ende des Paragraphen immer noch einmal betont wird, daß aber "die Freiheit im Sinne von Satz 1 nicht beeinträchtigt" werden dürfe. Die Notwendigkeit einer solch tautologischen Formulierung indiziert untrüglich die wirkliche Unfreiheit dieser Freiheitsdeklaration. Verwunderlich ist das allerdings nicht, da der Universität als autonomer Institution ja Schritt für Schritt die objektiven Bedingungen entzogen wurden.

Während Humboldts Freiheitsbegriff ein Vorgriff auf die bürgerliche Gesellschaft war, die ihre ökonomische Basis konkurrenzkapitalistisch organisiert hatte, in der sich der Warenverkehr durch den Äquivalententausch selbstregulativ realisierte, hat sich inzwischen nach dem Übergang zum Monopolkapitalismus ein Prinzip der Außensteuerung durchgesetzt, das den objektiven Schein der sich als Marktautonomie begreifenden Freiheit zum Verschwinden bringt. Um keinen Anlaß zu falschen Schlußfolgerungen zu geben, soll hier nicht unerwähnt bleiben, daß damit nicht gleich jeder Handlungsspielraum verschwunden ist; der Begriff der Freiheit hat sich damit lediglich kategorial aus der Universität verabschiedet.

Zu den erkenntnistheoretischen Voraussetzungen der humboldtschen Bildungskonzeption gehörte es, daß sich wissenschaftliche Erkenntnis nicht als äußerliche Hypothesenbildung auf der Basis empirischen Materials, sondern gerade von ihrem Anspruch her als Objektivität setzende durch das Medium subjektiver Erfahrung und Reflexion hindurch vermitteln mußte. "Das Subjekt ist nicht mehr nur Gefäß, in das sich die Fülle eindeutig bestimmter Inhalte ergießt, sondern es wird tätiger Teil im Prozeß des Erkennens. Die Welt als Objektivität umgreift nicht das Subjekt, sondern sie wird vom Sub-

jekt ergriffen; erst als Gedachtes ist das Wirkliche wirklich. Das Seiende Öffnet sich dem Verständnis nicht mehr als in sich geschlossenes göttliches System, sondern als Produkt individueller Erfahrung. ... Nicht eine als vorgegebener Kosmos in sich abgeschlossene Welt stellt sich dem Denken gegenüber, sondern die Welt wird als durch Erfahrung im Subjekt konstituierte und insofern dem Prozeß ihrer Erkenntnis verbundene begriffen. Dies impliziert einen Wissenschaftsbegriff, dessen Kriterium gerade die Unabgeschlossenheit der Forschung und die Fragwürdigkeit des Gewußten angesichts der Tatsache ist, daß das Wissen vom Objekt stets durch das wissende Subjekt vermittelt ist. ... Einheit und Vollständigkeit sowie wechselseitige Bezogenheit der Wissenschaften aufeinander sind allein durch deren Bereitschaft zu immer neuem kritischem Infragestellen des Gewußten und unablässiger Erweiterung des Erfahrungshorizonts gewährleistet. Indem das Wissen sich seiner Erstarrung zur bloßen Erkenntnisfülle widersetzt, garantiert es seine Wissenschaftlichkeit; Gerade in der Negation gesellschaftlicher Forderungen nach erlernbaren und technisch verwertbaren Wissensinhalten, im Insistieren auf dem Prozeßcharakter des Erkennens, kommt die Wissenschaft zu sich selbst. Sie sträubt sich ebenso gegen die Erlernbarkeit ihrer Ergebnisse wie gegen den Gedanken, der Zweck der Wissenschaft liege in ihrer gesellschaftlichen Nützlichkeit; in dieser Betonung einer Zweckfreiheit des Geistigen muß solche Wissenschaft verharren, will sie nicht ihres Wesens verlustig gehen und zum extensiven Aneinanderreihen von Daten und Fakten erstarren."(40) Insbesondere die Selbstreflexivität und damit die widersprüchliche Einheit von erkennendem Subjekt und zu erkennendem Objekt waren demnach von entscheidender Bedeutung. Die Einzelerkenntnisse blieben solange wertlos, als sie nicht durch die Kategorie der Totalität, die absolute Idee, hindurchgegangen waren: erst in diesem Prozeß vermochten sie Gültigkeit zu erlangen. Im Prozeß wissenschaftlicher Erkenntnis wandelte sich aber nicht nur der erkannte Gegenstand, sondern auch das Erkenntnissubjekt selber. Es bildete sich vom Individuum zur sittlichen Persönlichkeit heraus, die wiederum die Voraussetzung für ein verantwortungsbewußtes staatsbürgerliches Handeln abgeben sollte. Diese Entwicklung reichte schließlich bis zur Idee des Kulturstaats als Träger und Garant der Sittlichkeit.

Die wissenschaftliche Forschung ist heute hingegen entweder in Instituten organisiert, die vom Lehrbetrieb weitgehend abgekapselt

sind und für das Studium höchstens eine sehr vermittelte Bedeutung besitzen, oder aber sie ist aus dem institutionellen Zusammenhang der Universität vollständig ausgelagert und wird in eigenen Forschungszentren, die in privaten oder staatlichen Händen sind, betrieben. Ein aufschlußreiches Indiz für die Verselbständigung des Forschungsbereichs ist im übrigen auch die Tatsache, daß sich die Bundesregierung 1972 dazu veranlaßt gesehen hat, neben dem bestehenden Bundesministerium für Bildung und Wissenschaft noch ein eigenständiges Bundesministerium für Forschung und Technik einzurichten. Angesichts dieser Entzweiung der höchsten politischen Funktionsträger noch ungebrochen von der Einheit von Forschung und Lehre reden zu wollen, muß immer mehr als bildungsidealistischer Wunschtraum erscheinen.

Wissenschaftliche Lehre, wie sie gegenwärtig an bundesdeutschen Hochschulen praktiziert wird, ist in ihrem Charakter weitgehend verändert und verdient diese Bezeichnung manchmal nur noch in Ausnahmefällen. Von ihren drei grundlegenden Momenten Erfahrung, Reflexion und Wissen sind die ersten beiden soweit verarmt und in ihrer Bedeutung zurückgedrängt, daß man in einer Vielzahl von Lehrveranstaltungen den Eindruck hat, es handle sich dabei lediglich um eine didaktisch aufbereitete Repetition von Wissensstoff. Die zunehmende Reduktion theoretischer Erörterung auf die bloße Wiedergabe von untereinander isolierten Informationseinheiten setzt sich sowohl seitens der Dozenten, die in ihrer Darlegung wie ein entpersonalisiertes Medium fungieren, als auch der Studenten weiter durch, die ihr Studium am reibungslosesten absolvieren, wenn sie sich mit der Rolle eines mittleren Informationsspeichers und der Kompetenz eines instrumentellen Reflexionsvermögens begnügen.

Die logische Weiterentwicklung dieses tendenziell entsubjektivierten Lehr- und Lernverhältnisses hat als Negativutopie in der Fernuniversität Hagen schon deutlich Formen angenommen. Zeiten, in denen der Lehrbetrieb hauptsächlich über das Massenmedium Fernsehen abgewickelt wird, wie es im übrigen in einigen Ländern der Dritten Welt heute schon geschieht, scheinen nicht mehr in unerreichbarer Ferne zu liegen. Der Dozent wäre dann im Prinzip überflüssig, der Student auf seine Rolle als isolierter Rezipient qua Medium festgeschrieben und die Wissenschaft wohl endgültig in ihrer Eindimensionalität erstorben.

Jedoch liegt beim gegenwärtigen Entwicklungsstand das Problem der theoretischen Entsubstantialisierung keineswegs nur in der Organisation der universitären Vermittlungsformen, vielmehr scheinen diese selber nur von sekundärer Bedeutung zu sein. Es hat nämlich schon längst eine innere Umstrukturierung großer Teile der Geisteswissenschaften stattgefunden, die sich am Vorbild der Naturwissenschaften orientierend nach den methodologischen Prinzipien des Positivismus vollzogen hat.

So ist beispielsweise die traditionsbelastete Germanistik in die beiden Sparten Literatur- und Sprachwissenschaft - mit einer deutlichen Gewichtsverschiebung zugunsten der letzteren - unterteilt worden, wodurch der Hauptakzent des fachlichen Interesses nun auf der formalisierten Untersuchung von Sprachstrukturen liegt. Damit haben literaturhistorische Studien und auch die Interpretation des sozialen und geschichtlichen Hintergrunds einzelner Werke entscheidend an Bedeutung verloren; ihre einstmalige Vorrangstellung wird heute weitgehend durch linguistische Arbeiten eingenommen. Indem sich so eine tiefgreifende Umschichtung dieser klassischen Disziplin nach den Direktiven des Positivismus vollzieht, wird die Gleichgültigkeit, die der Warenstruktur inhärent ist, zum methodischen Postulat erhoben. Immer tiefer dringt sie in die verschiedenen Gegenstandsbereiche vor, wird in die letzten Nischen und Ritzen der fachlichen Strukturen eingeätzt, neutralisiert jedes nur denkbare Gegenstandsinteresse und konditioniert damit auch den Studenten letztendlich zur indifferenten Gleichgültigkeit gegenüber dem von ihm behandelten Stoff. Was übrig bleibt ist eine Masse, die es nur noch zu bewältigen gilt.

Welche unfreiwillig grotesken Züge dieser methodische Fortschritt der Wissenschaft annehmen kann, soll hier anhand eines kleinen Beispiels aus einem modernen Studententext demonstriert werden. Der folgende Ausschnitt stammt aus einem Band, der 1972 unter dem Titel "Ideologie" in einer 'Studienreihe Sozialwissenschaften' erschienen ist.

"Vergleichen Sie bitte die verschiedenen inhaltlichen Bestimmungen von IDEOLOGIE als 1. bedingt durch die in diesem Informationselement und 2. die im R 37 dargestellte Form des falschen Bewußtseins.

IDEOLOGIE in der Klassengesellschaft

bedeutet

Ausweisung des geistigen Bereichs als unabhängig von der materiellen Seinsbasis.

produziert

falsches Bewußtsein

mit Wissen um
reale Verhältnisse

ohne Wissen um
reale Verhältnisse

ist also

.....

Unterscheiden Sie bitte, ob es sich um ein

(A) in sich falsches Bewußtsein handelt, das um die Grundtatsachen seiner Entstehung nicht mehr weiß.

oder um ein

(B) Bewußtsein, das falsches Bewußtsein nach außen hin produzieren will, durchaus aber um die Grundtatsachen seiner Entstehung weiß."

(Aus: Eva Brand, Ideologie, Düsseldorf 1977, S. 77)

Hieran noch aufzuzeigen, wie Theorie, die Ideologie als notwendig falsches Bewußtsein zu interpretieren versucht, durch die Form ihrer Darstellung selber zur Ideologie wird, ist wohl überflüssig.

Vielmehr kann an diesem Exempel ein Strukturmodell von Wissenschaft abgelesen werden, das im 'multiple-choice'-Verfahren von Prüfungstests seinen banalen Vorläufer hat.

Theorie wird hier insgeheim nach dem Vorbild der Modulbauweise, wie sie vornehmlich in der Elektroindustrie Verwendung findet, konstruiert. So wie bestimmte Funktionseinheiten aus den elektronischen Geräten herausgenommen und durch andere ersetzt werden können, so lassen sich auch aus einer Theorie, die sich aus vielfach atomisierten Informationseinheiten zusammensetzt, falsifizierte durch verifizierte Aussagen ersetzen bzw. Grundaussagen durch die netzartige Hinzufügung einzelner Nebenaussagen immer weiter ausdifferenzieren. Für eine solche Form der Wissenschaft, die die Form eines Baukastenprinzips annimmt, läßt sich kein geeigneterer Student als der Computer vorstellen. Wenn der sozialwissenschaftliche Band, aus dem das obige Zitat stammt, im Untertitel "Droste Kolleg programmiert" heißt, dann drückt sich darin eine der wenigen Wahrheiten aus, die dieses Buch, wenn auch völlig unbeabsichtigt, vermitteln kann.

Im Vergleich zu den erkenntnistheoretischen Prämissen des humboldtschen Wissenschaftsbegriffs ragen an den positivistisch zugeordneten Theorien, wie sie sich in dem betriebsförmig fragmentierten Lehr- und Studienbetrieb immer weiter durchsetzen, drei Gesichtspunkte in einer Art Negativkatalog besonders hervor:

1. Indem die Akkumulation 'toten' Wissens zum vorherrschenden Prinzip der Theoriebildung geworden ist und die wissenschaftskonstitutiven Momente der Erfahrung einerseits und der Reflexion andererseits in ihrer Rolle weitgehend zurückgedrängt sind, wird der Qualifikationsprozeß eindeutig von passiv-repetitiven Zügen beherrscht. Die Studenten sind von der Struktur her ebenso wie die Dozenten auf institutionell eingebundene Rollen der Wissensaneignung und Wissenspräsentation festgeschrieben. Die Veranstaltungen - offene Diskussionen in ihnen sind sehr viel seltener geworden - nehmen aufgrund ihrer bloß reproduktiven Funktionen nach und nach ritualisierte Formen an. Mit dem weitgehenden Verlust an Selbstreflexivität läßt sich von einer tendenziellen Externalisierung des Erkenntnissubjekts aus dem universitären Betrieb sprechen. Die klassische Institution wissenschaftlicher Erkenntnis ist in ihrem Kern schon heute zum leeren Medium der Wissensvermittlung verkommen.

2. Während die Geltung von Einzelerkenntnissen bei Humboldt an die Reflexion der Totalität geknüpft war, mangelt es der positivistisch modernisierten Theorie gerade an diesem wesentlichen Zug. Ihre atomisierten Einzelergebnisse werden in untereinander weitgehend beziehungslose Wissenssparten eingepfercht. Dieser Verlust der Totalitätskategorie wird zunehmend durch metatheoretische Anstrengungen der Wissenschaftstheorie zu kompensieren versucht. Die Ergebnisse solcher äußerlich subsumierender Unternehmungen gehen jedoch kaum einmal über die hochformalisierten und generalisierten Schemata einer Komparatistik hinaus. Philosophie, um ihre metaphysische Substanz gebracht - diese gilt es gemeinhin als unwissenschaftlich aus der 'reinen Theorie' zu entfernen - erstarrt zur leeren Prinzipiensammlung.

3. Die untereinander isolierten Einzelerkenntnisse verbleiben in ihrem Zustand der Atomisierung nicht nur, weil die Reflexion auf Totalität unterbleibt, sondern auch, weil sie nicht mit Erfahrungen getränkt sind. Mit diesem Mangel an Empirie entschwindet zugleich der gesellschaftshistorische Kontext und das heißt auch der Konstitutionszusammenhang der Theorie selber aus dem Horizont der Wissenschaften. Indem Theorie so die fragmentierten Erkenntnisse als Ausdruck des je schon Daseienden auffaßt, affirmiert sie zugleich das Bestehende als im Grunde Unveränderbares. Auf diesem Wege nehmen die positivistisch zerstreuten Wissenschaften zudem Züge einer insgeheimen Ontologisierung des herrschenden Systems an.

Wenn man ein kurzes Fazit aus diesem sich auf allen Ebenen des Universitätsbetriebs vollziehenden inneren Umstrukturierungsprozesses der Wissenschaften selber ziehen will, dann läßt sich folgendes sagen: Im Zuge der betriebsförmigen Rationalisierung des Hochschulsystems setzt sich eine tiefgehende Entsubstantialisierung der Wissenschaften durch. Die qualitative Frage nach der Wahrheit von Erkenntnis wird nicht mehr gestellt; sie ist ersetzt durch die pragmatische nach der optimalen Funktionabilität einzelner Informationen. Die Idee eines glücklichen und befreiten Lebens wird als Blamage wissenschaftlicher Dignität betrachtet.

Wenngleich sich damit keine unmittelbare Subsumtion der Wissenschaften unter das Kapital vollzogen hat, so konnte sich dennoch mit der Anpassung an die Normen des 'scientific management' eine Struktur durchsetzen, die eine reibungslosere Verwertbarkeit der

Rollen, Kenntnisse und der instrumentellen Reflexionsfähigkeiten, die in diesem Qualifikationsprozeß produziert werden, garantieren kann. Auch heute werden keine Waren an der Hochschule hergestellt: es werden aber die infrastrukturellen Bedingungen der Warenproduktion in allen Gesellschaftsbereichen, die nicht ohne den Einsatz höherqualifizierter Rollenträger auskommen, abgesichert. Dabei wird mit der Rationalisierung des Lehr- und Studienprozesses strukturell auch die Kopfarbeit auf den Status moderner Handarbeit, einer bloß kontemplativen, das heißt bewußtlosen Verrichtung von Arbeitsfragmenten (Informationsleistungen) zurückgeschraubt. Die Synthetisierung dieser Teiloperationen wird an anderer Stelle, nicht im denkenden Subjekt selber, sondern außerhalb von ihm, getrennt vollzogen. Die dem zuvorliegende Segmentierung der universitären Vermittlungsformen ist von einzelnen Instanzen der Kultus- und Universitätsbürokratie vorweggenommen worden; auf dem Wege curricularer Anweisungen und Richtlinien wird sie auf das Lehrpersonal übertragen.

Damit tritt der paradoxe Zustand ein, daß sich die Universität als einstmaliger Ort von Reflexion sukzessive zu einem leeren Raum bloßer Vermittlung entqualifiziert hat. In der monopolkapitalistischen Transformation des Bildungs- in einen Qualifikationsprozeß hat sich die reflexive Substanz der Wissenschaften weitgehend verflüchtigt. Die kapitalkonforme Qualifikation realisiert sich als Disqualifizierung der Bildung. Dieser Prozeß affiziert die Institution Universität in ihrer Gesamtheit. Wissenschaft, Forschung und Lehre sind ebenso wie ihre Rollenträger und Selbstverwaltungsorgane diesem grundlegenden Funktionswandel unterworfen.

IV. GLEICHGÜLTIGKEIT UND ÜBERIDENTIFIKATION DER STUDENTEN

"Alle Regeln, die man dem Studierenden vorschreiben könnte, fassen sich in der einen zusammen: Lerne nur, um selbst zu schaffen. Nur durch dieses göttliche Vermögen der Produktion ist man wahrer Mensch, ohne dasselbe nur eine leidlich klug eingerichtete Maschine."

Friedrich W. J. Schelling

"Ausgewogenheit, stringente Argumentation, Dialektik und Widerspruch - das ist mir alles piep-egal."

Ein Göttinger Mescalero

Wenn als ein negatives Charakteristikum der Taylorisierung der industriellen Massenproduktion die Komplementarität von Rationalisierung der Produktionsweise und Entmotivierung der Produzenten festgestellt worden ist, dann läßt sich dieses Syndrom nach der Übertragung der Prinzipien des 'scientific management' auf das Hochschulsystem nun auch dort verstärkt wahrnehmen. Phänomene, wie Indifferenz gegenüber dem Veranstaltungsangebot, wachsendes Desinteresse am Studienstoff, Konzentrations- und Arbeitsschwierigkeiten, gar affektiv besetzte Ablehnung von theoretischer Arbeit überhaupt, sind in letzter Zeit häufig beschrieben und zumeist individual- oder sozialpsychologisch auf Defizite in der frühkindlichen Sozialisation bzw. auf eine generelle Umschichtung von Charaktertypen zurückzuführen versucht worden. Es ist evident, daß hier gegen eine solch unmittelbare Psychologisierung der strukturelle Wandel der objektiven Ausbildungsbedingungen für die Entstehung der beschriebenen Phänomene geltend gemacht werden soll.

Wie schon an einem Vergleich der humboldtschen und der technokratischen Bildungskonzeption gesehen werden konnte, hat sich nichts weniger als ein Umpolungsprozeß abgespielt, in dem der Student aus der Rolle eines akademischen Mitsubjekts in die eines Qualifikationsobjekts verdrängt worden ist. Besonders deutlich geht das aus dem Steuerungsmodell der Kapazitätsverordnung hervor, in dem er als ein Berechnungsfaktor auftritt, der eine winzige Größe in einem zentral gelenkten, quasi-technischen Qualifizierungsprozeß darstellt. Nach den reformierten Prüfungs- und Studienordnungen wird dieses "Halbfertigprodukt" Student in ein Zeit- und Raumkorsett gezwängt, das obligatorische Studienphasen, Veranstaltungstypen und die Absolvierung bestimmter Wissensbereiche für bestimmte Studienabschlüsse vorschreibt.

Innerhalb dieses institutionell aufgefächerten Organisationsnetzes

werden dem Studenten nun auf der methodischen Basis positivistisch umdefinierter Wissenschaften völlig einseitige Studienleistungen abverlangt. Durch die Reduktion der Theoriebildung auf eine optimale Akkumulation von Wissensstoff und die Ausbildung eines begrenzten, zudem instrumenten restringierten Reflexions-vermögens werden passiv-repetitive Fähigkeiten künstlich hochgezüchtet, andere hingegen - wie affektiv-spontane z.B. - planmäßig verkrüppelt. Zu alledem kommt noch hinzu, daß neben seiner Konditionierung auf eine Rolle als Informationsspeicher zur bloßen Wissensproduktion der Student von vornherein nicht als eigenes Erkenntnissubjekt gefördert wird, weil individuelle Erfahrung und Selbstreflexion keinen Ort mehr in der positivistisch zerfaserten Theorieauffassung besitzen.

Angesichts einer solch umfassenden Entsubjektivierung kann es nicht verwunderlich sein, da eine Identifikation mit dem eigenen Studieninhalt kaum mehr möglich, ja geradezu systematisch verhindert wird, daß sich eine zunehmende Gleichgültigkeit unter den Studenten breit macht, die bis zum völligen Motivationsverlust führen kann. Der Zerfall eines spezifischen Gegenstandsinteresses ist demnach nicht primär als individueller Motivationschwund zu begreifen, sondern als tendenzielle Unmöglichkeit, ein solches Interesse geltend machen zu können. Die subjektive Gleichgültigkeit ist also zunächst einmal nicht der Ausdruck eines persönlichen Desinteresses, sondern die intrapsychische Umsetzung der mit der Rationalisierung des Qualifikationsbetriebs einhergehenden objektiven Gleichgültigkeit.(41)

War im Wissenschaftsbetrieb der bürgerlichen Universität noch eine libidinöse Besetzung theoretischer Arbeit möglich, so ist dieser für das Studiensubjekt entscheidende Vorgang heute zumindest stark erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht. Durch die Sabotage von Objektbesetzungen im Studienprozeß staut sich die Triebenergie auf und sucht nach anderen Wegen und Möglichkeiten, ein neues Besetzungsobjekt zu finden. Für eine solche Auflösung des psychisch unerträglichen Triebstaus bieten sich verschiedene Möglichkeiten an, die zugleich die Grundmuster studentischer Reaktionsformen auf das objektive Dilemma seiner Studiensituation abgeben:

1. Da die intellektuelle Abarbeitung an einem Gegenstand vielfach als sinnlos und zudem überflüssig angesehen wird, hat sich das Interesse vom selbstqualifizierenden Aspekt des Studiums weitgehend

abgelöst und sich dem Erwerb eines formalen Qualifikationsnachweises zugewandt. Aus dieser Variante der Auflösung des Triebstaus resultiert natürlich eine hochgradige Überbesetzung von Studienabschlüssen. Ein englischer Autor hat kürzlich ein Buch unter dem Titel "The Diploma Disease", die Diplomseuche, publiziert(42), das diesen Trend treffend charakterisiert. Dieses Syndrom ist allerdings nur ein Moment innerhalb einer bislang unter Studenten unbekanntem Verhaltensweise, wie sie inzwischen auch durch empirische Studien bestätigt werden konnte. Schon vor einigen Jahren staunte die bundesdeutsche Öffentlichkeit nicht wenig, als das Ergebnis einer vom Bundesministerium für Bildung und Wissenschaft in Auftrag gegebenen Infratest-Untersuchung unter 4000 Münchener Studenten bekanntgegeben wurde. Neben einer mehrheitlichen Ablehnung der sozialliberalen Bildungsreform stellte sich als besonders signifikantes Merkmal studentischer Dispositionen "eine Art Arbeitnehmermentalität" heraus, "wie sie so ausgeprägt sonst nur bei Beschäftigten in Großbetrieben anzutreffen ist."(43) Wenn jemand unbedingt der Meinung ist, auf das Etikett der "Neuen Studentengeneration" nicht verzichten zu können, dann kann überhaupt nur diese Majorität der Studenten, die das Studium völlig pragmatisch als eine Art Vorstadium des Jobs ansieht, mit einer gewissen Berechtigung so tituliert werden. Will man diesen Typus, unter dem sich nicht wenige finden, die sich als Linke begreifen, kurz skizzieren, dann entsteht etwa folgendes Bild: Mit einer pragmatischen Grundeinstellung ausgerüstet, die auch vor opportunistischen Verhaltensweisen nicht Halt macht, sieht er die Hochschule als ein überdimensionales Kanalisationssystem an, das es möglichst rasch und ohne größere Reibungsverluste zu durchlaufen gilt. Ihm geht es dabei zwangsläufig weniger um eine Auseinandersetzung mit inhaltlichen Problemen, die Beteiligung an fachlichen Kontroversen oder die Einbeziehung in naturwüchsige Diskussionszusammenhänge und am allerwenigsten darum, sich als Subjekt einzubringen, mit einem eigenen Urteil und persönlichen Erfahrungen. Im Vordergrund steht vielmehr das Bemühen, sich Unterlaufenstechniken für die Studienhürden und den notdürftigen Anschein von Kompetenzpräsentierung anzueignen, um so in den Besitz eines formalen Qualifikationsnachweises zu gelangen, der einem bescheinigt, bestimmte Bedingungen für eine höherqualifizierte Stelle auf dem Arbeitsmarkt zu erfüllen. Dieser überaus anpassungsfähige Typus stellt sicherlich den Hauptteil jener oft zitierten schweigenden Mehrheit dar, die sich mit jeder veränderten Studiensituation neu abzufinden versucht,

indem sie sich immer wieder auf die Verhältnisse einstellt, anstatt umgekehrt die Verhältnisse auf sich einzustellen.

2. Hatte vor anderthalb Jahrzehnten in der Revolte der antiautoritären Studenten das entscheidende Problem im Verhältnis von Theorie und Praxis, Universität und Gesellschaft gelegen, so scheint dieses heute für jene, die zu keiner Anpassung an ein Studium, das zur Verhaltenszumutung geworden ist, bereit sind, im Spannungsfeld von Rationalität und Emotionalität, von "Kopf und Bauch", wie es im Jargon heißt, zu liegen.(44) Die fortschreitende Durchrationalisierung des Hochschulbereichs wird als Fremdbestimmung, gar als Bedrohung erlebt: dagegen wird rebelliert mit der Mobilisierung der Gefühle. Die in der planstabsmäßig verwalteten Institution freigesetzten Triebenergien suchen neue Besetzungsobjekte im unmittelbaren Erleben von universitären Alltagssituationen. Zu nahezu jedem beliebigen Anlaß werden Campus-Feten gemacht, werden Seminare in gruppenspezifische Diskussionen umfunktioniert oder in Wohngemeinschaften verlagert. Das Identifikationsdefizit gegenüber einem vorgefertigten, vielfältig fragmentierten Wissensstoff wird weniger in anderen Gegenstandsinteressen oder veränderten Veranstaltungskonzeptionen aufgelöst, als vielmehr in der szenischen Erprobung neuer Interaktionsformen, die mit einem fachlichen Gegenstand zumeist nichts mehr zu tun haben und deren eigentliche Absicht in der Herstellung kollektiver Erlebnisqualitäten besteht. Schlüsselwort ist dabei die "Selbstbetroffenheit" - ohne sie gilt kaum noch etwas.(45) Theorie unterliegt dem generellen Verdikt, rationalistisch verstümmelt zu sein, und wird deshalb weitgehend als emotionsfeindlich abgelehnt. Einer größeren Öffentlichkeit ins Bewußtsein getreten sind diese szenisch umgesetzten Protestformen im Zusammenhang mit den bundesweiten Streiks gegen die Einführung des Hochschulrahmengesetzes im Wintersemester 1976/77 und der "Mescalero-Affäre" im darauffolgenden Sommer.(46) Als Antwort auf eine durch Anonymität, Leistungszwang und Reglementierung geprägte Universität treten diese betont subjektiven Protestformen überall dort in Erscheinung, wo von den "Bedürfnissen", der "Selbsterfahrung" und der "Betroffenheit" die Rede ist, dem gruppenspezifischen Prozeß, der Verkehrsformendiskussion, der Rollenkritik, dem Sexismus und der Theoriefeindschaft. Als Reaktion auf die im Studiensystem objektiv gesetzte Gleichgültigkeit tritt die Überidentifikation mit den unmittelbaren Erlebnisformen als dominierendes Moment hervor. Es ist der Aufstand der Sinne gegen ein Studium ohne

Sinn.

3. Eine höchst individualisierte Auflösungsform der Unmöglichkeit libidinöser Objektbesetzungen im gegenwärtigen Studienbetrieb ist hingegen die Flucht ins Gegenstandsinteresse. Im Grunde handelt es sich dabei gar nicht um eine Auflösung des Triebstaus, sondern lediglich um seine Sublimierung in Reflexionsprozesse. Das, was die Institution objektiv nicht mehr leistet, das burden sich nun einzelne Individuen als "Lebensaufgabe" auf: eine am Gegenstand orientierte, auf Selbstreflexion nicht verzichtende Form wissenschaftlicher Erkenntnis. Gleichsam als Trotzreaktion auf die Entsubstantialisierung der Wissenschaften gehen sie, obzwar an der Universität weiter eingeschrieben, in ein inneres Exil, wählen das Schicksal einer Art Privatgelehrtentum und widerstreben so den Zeitläuften. Angesichts einer hochgradig arbeitsteiligen Theoriebildung, einer unüberschaubar gewordenen wissenschaftlichen Literatur und immer komplexer werdenden methodologischen Problemen stehen sie allerdings zumeist auf verlorenem Posten.

4. Der stärkste, gleichzeitig aber auch wohl leisteste Protest gegen die als sinnlos empfundene Zweckrationalität des Studiensystems ist eine deutlich zunehmende Einstellung, die unter dem Schlagwort "Absentismus" bekanntgeworden ist. Eine große Anzahl von Studenten schreibt sich zwar formal weiterhin noch ein, tritt aber faktisch an der Universität nicht mehr in Erscheinung. Aus der fast vollständigen Unidentifizierbarkeit mit dem Studienbetrieb und der gleichzeitigen Einschätzung der Unveränderbarkeit dieser Situation resultieren Motivations- und Interessensdefizite, die durch eine Verlagerung auf außeruniversitäre Bereiche auszugleichen versucht werden. Der Aufbau alternativer Projekte ist sicherlich als ein Ausdruck dieses Prozesses zu begreifen. Daß das Fortbleiben von der Hochschule, eine Art abstrakter Negation, nicht auch mit der förmlichen Exmatrikulation einhergehen soll, hat ein logisches Kalkül seitens der Studenten ebenso wie seitens des Staates. Durch die Wahrnehmung der finanziellen und der sozialstaatlichen Vorteile aus dem Studentenstatus (Bafög, Krankenversicherung etc.) und dem gleichzeitigen Offenhalten der Möglichkeit, doch noch an die Universität zurückzukehren und ein Studium abzuschließen, ist der praktische Schritt in selbstgewählte Bereiche wesentlich risikoärmer für die betreffenden Studenten. Der Staat hingegen ist aus ganz anderen Motiven an dieser Zwitterstellung interessiert. Er verfolgt damit die doppelte Absicht, sowohl

das überlastete Universitätssystem als auch den überstrapazierten Arbeitsmarkt zu entlasten. Wie groß die Zahl der "Absentisten" ist und in welcher Größenordnung sie einen Faktor darstellen, mit dem die Planungsbürokratien zu rechnen haben, geht aus einer Veröffentlichung des Bundesministeriums für Bildung und Wissenschaft hervor. Den dort aufgeführten Grund- und Strukturdaten ist zu entnehmen, daß bei einer ungefähr konstant gebliebenen Zahl der Studienanfänger im Laufe von fünf Jahren die Zahl aller Studenten an bundesdeutschen Universitäten während desselben Zeitraums um etwa 150.000 gestiegen ist.(47) Wenngleich diese Zahl nicht mit der der "Absentisten" in eins zu setzen ist, so läßt sich dennoch an ihr der wahrscheinliche Umfang grob abschätzen. Der frühere Wissenschaftssenator Peter Glotz nahm schon vor einigen Jahren allein für die Berliner Hochschulen eine Zahl von etwa 10.000 an. Unschwer läßt sich an solchen Dimensionen erkennen, daß die Verweigerung gegenüber einem als unerträglich empfundenen Studienbetrieb, die Flucht aus einer als "pathogener Raum" wahrgenommenen Universität, zum Massenphänomen geworden ist. Es steht zu erwarten, daß in dieser Form der Verweigerung der Studienabbruch zumeist vorprogrammiert ist.

Die so entstehende Generation der Aussteiger ist das deutlichste Symptom dafür, wie ein nach den Kriterien der Zweckrationalität umstrukturiertes Hochschulsystem zur objektiven Vernichtung von Sinnzusammenhängen führt, die ein wachsender Teil der Studenten als unmittelbare Identitätsbedrohung erfährt. Deshalb nehmen viele schon heute mit dem Exodus aus der Universität lieber eine ungewisse Zukunft in Kauf, um nach neuen identitätsstiftenden Sinnzusammenhängen suchen zu können, als diese nur allzu gewisse Gegenwart zu ertragen. Im Absentismus kündigt sich eine "Lost Generation" an, die glaubt, in der Gesellschaft kaum mehr etwas gewinnen zu können, an der Hochschule jedoch schon alles verloren zu haben.

Die hier skizzierten vier verschiedenen Auflösungsmodelle, die die aus der objektiv gesetzten Gleichgültigkeit resultierenden Identifikationsdefizite psychisch zu bewältigen versuchen und die sich daraus entwickelnden Varianten veränderter Studienstrategien haben eines gemeinsam: sie sind allesamt Zerfallspartikel eines ehemaligen Ganzen. Sie indizieren untrüglich das Ende einer Universitäten der noch sinnbezogen zu studieren wäre. Aus der Perspektive eines Dozenten ist die hier beschriebene Unmöglichkeit der Studienidentifikation als "Falle Lehridentifikation" geschildert worden. Die-

ter Hoffmann-Axthelm hat dabei nicht nur analysiert, wie der Versuch einer Umsetzung theoretischer Ansprüche in eine kaum aufzulösende Zwickmühle führt, sondern zugleich auch deutlich gemacht, daß die aus diesem Dilemma wählbaren Ausbruchsstrategien sich selber wieder in unlösbare Konfliktkonstellationen hineinmanövrieren müssen, weil sie nur partielle sind: "Die Teilstrategien sind Teile eines zerstörten Ganzen: der bürgerlichen Universität. In ihnen hat das Bürgertum aufgehört, die Hochschule, das Lernen, die wissenschaftliche Arbeit zu beherrschen. Das Wesentliche an ihnen ist, daß die zerteilten Funktionen innerpersonal nicht mehr vereinigt werden können. Die Individuen polarisieren sich, statt daß - bürgerlich - sich die Funktionen innerhalb eines Individuums polarisieren. Die Einheit des derart gespaltenen Gesellschaftsbezuges ist ausser Sicht."(48) Damit wird deutlich, daß die Zerreißprobe, der die Subjekte im Lehr- und Studienbetrieb ausgesetzt sind, im Kern keine Frage der Rollenzuweisung mehr ist und Dozenten im Prinzip, wenngleich graduell sicherlich deutlich unterschieden, ebenso betrifft wie auch die Studenten.

Nun gibt es eine universitäre Instanz, die die partialisierenen Lösungsstrategien im Lehr- und Studienprozeß wieder kitten soll, sie aber im Grunde kaum mehr als notdürftig übertünchen und verwalten kann. Im Laufe der sechziger Jahre hat sich naturwüchsig mit einer geradezu eruptiven Kraft eine eigene Disziplin herauskristallisiert, deren Bedeutung von staatlichen Stellen frühzeitig erkannt worden ist und für deren praktische Rolle man deshalb eine eigene Instanz geschaffen hat. Gemeint ist die rasante Entwicklung zu einer spezifischen Hochschuldidaktik und die Einrichtung "Didaktischer Zentren" im Zuge der Neugliederung der Universitäten zu Beginn der siebziger Jahre.

Wenn Didaktik die bewußte, von außen kommende Steuerung institutionalisierter Lernprozesse meint, dann muß ihre bildungspolitische Notwendigkeit wohl schon damals ein Indiz für das Außer-Kraft-Setzen einer inneren Selbststeuerung des Lehr- und Studienbetriebs, das Ende ihrer institutionellen Autonomie, gewesen sein. Welche Funktion die als progressiv geltende Hochschuldidaktik inzwischen erfüllt, läßt sich wohl am besten daran ermessen, daß die Bundeswehrhochschulen ihre Bedeutung so hoch veranschlagen, daß sie eine ständige Forcierung dieses psychosozialen Krisenmanagements betreiben und wohl am stärksten die Effizienz ihrer Techniken betonen. Was beim Militär allerdings noch einigermaßen leicht

zu durchschauen ist, das ist es von den meisten Studenten an den üblichen bundesdeutschen Hochschulen beileibe nicht.

Die verschiedenen Studien- und Studentenberatungssysteme haben mit ihrem Mythos der Individualbetreuung das skeptische Bewußtsein unter den von ihnen Beratenen weitgehend aufgesogen und damit die wirkliche Funktion dieser Instanzen - die Aufrechterhaltung eines desolaten Studienbetriebes und die systemgerechte Vermittlung zwischen Aus-bildungs- und Beschäftigungssystem - fast vollständig kaschiert. Und das, obwohl die fundamentalen Widersprüche zwischen universitärer Qualifikation und Arbeitsmarkt - Arbeitslosigkeit und Sinnverlust des Studiums selber - unvermindert fortexistieren und damit die Alibifunktion der Hochschuldidaktik, ihr sozialtechnischer, oberflächenkosmetischer Charakter, ganz eindeutig hervor-gehen müßte.

Auch die Reaktion von linken Hochschuldidakten besteht zumeist nur darin, die objektiv nicht aufzulösenden Konfliktkonstellationen auf eine Ebene zu verlagern, wo sie individuell bearbeitbar werden. Innerhalb eines bestimmten zur Verfügung stehenden Sets von Beratungs- und Behandlungsformen werden solche ausgewählt, die dem einzelnen Studenten das Gefühl vermitteln, daß sich hier in humanitär-fürsorglicher Absicht "ganz konkret" um ihn gekümmert wird. Ob Gruppendynamik oder Selbsterfahrung, ob Encounter-Gruppen oder Einzeltherapien, ob feministisch oder fachspezifisch ausgerichtete Studienbegleitprogramme - alle Ansätze besitzen darin ihre gemeinsame Logik: komplexe Problemzusammenhänge zu entkoppeln, individuelle Beratungsangebote zu unterbreiten und diese in den unterschiedlichsten Versionen zu technifizieren.

Angesichts eines wachsenden psychischen Elends im Hochschulbereich geraten diejenigen, die individuell helfen wollen, mit ihrer beratenden oder therapeutischen Arbeit in die Klemme, Schmieröl in einem institutionellen Getriebe zu sein, das eher Sand verdiente. So dupliziert sich in bestimmten institutionellen Teilbereichen, wie den Beratungsstellen, lediglich, was schon die individuell naturwüchsigen Reaktionsformen auf den Zerfallsprozeß des Lehr- und Studienbetriebs ausgezeichnet hat.

V. DIE PARTIALISIERUNG DES STUDENTISCHEN SUBJEKTS

"Die Hochschule ist gegenwärtig eine Welt ohne Schatten. Wer ... langfristig in ihr arbeiten muß, wird punktualisiert auf Augenblickserfahrungen hin, kurze Spannen, in denen dieses läuft und jenes fehlschlägt, ohne Perspektive, er wird ausgesogen, statt lebensgeschichtlich zu akkumulieren und mehr und mehr geben zu können. Die Absicht auf Herstellung qualitativer, mit ganzen Menschen befaßter Lernprozesse läuft sich an immer neuen, von Semester zu Semester ein Schrittchen weiter gehenden Regelungen tot ... das ganze Lernen fixiert sich auf existenzbedrohende Lappalien und kommt, von Bedrohungssituation zu Bedrohungssituation springend, nie zu sich."

Dieter Hoffmann-Axthelm

Unter den vier studentischen Kompensationsstrategien zur Rationalisierung des Studienprozesses soll hier die zweite herausgegriffen werden. An der Ambivalenz ihrer alternativen Lernformen läßt sich noch am sinnfälligsten die Schwierigkeit universitärer Veränderungen im gegenwärtigen Bezugssystem demonstrieren.

Von besonderer Bedeutung ist ja in solchen Gruppen, die sich die Veränderung der Verkehrsformen zum Ziel gesetzt haben, die Integration des affektiven in den kognitiven Bereich, die Verknüpfung von Lernen und Erfahrung in einem für die eigene Identitätsfindung relevanten Prozeß. Genau diese Intentionen werden in sogenannten 'En-counter-Gruppen' exemplarisch zu verwirklichen versucht. In dem - wie die meisten modernen Psychotechniken - aus Kalifornien stammenden Konzept werden zu den üblichen Vorlesungen "Begegnungsgruppen" eingerichtet, die das Begrifflich-Abstrakte des Lernstoffes kollektiv auf die Ebene persönlicher Bedeutungsgehalte verlagern sollen, um so das Wissen in bestimmter Hinsicht "erlebbar" zu machen. Zur Unterstützung dieses Umwandlungsvorganges werden auch averbale und sensitive Verhaltenstechniken gruppenspezifisch eingeübt. Der bekannteste Protagonist dieser Methode des subjektbezogenen Studierens ist Carl Rogers, einer der führenden Vertreter der in den USA entwickelten "Humanistischen Psychologie". In

seinem Hauptwerk "Lernen in Freiheit" verspricht er, die Enttäuschungen, die die auf eine quantitative Expansion reduzierte Bildungsreform fast Überall verbreitet hat, durch eine grundlegende Veränderung der Bedingungen des Lernens selber wettzumachen. Durch die Anwendung von Erkenntnissen, die er im Zusammenhang mit seiner "klientenzentrierten Therapie" gewonnen hat, auf die universitären Lernformen, entwickelt Rogers die Methode des "nicht-direktiven Lernens", durch die der Student angeblich die Fähigkeit erwirbt, seine Lernziele und -schritte selber zu bestimmen. Indem der Dozent eine "Atmosphäre der Freiheit" schafft, soll er den Lernenden selber die Möglichkeit geben können, ihre kognitiven Prozesse in einer emotional gesättigten und nicht rational verstümmelten Situation zu steuern. Der Lehrer hat sich währenddessen auf eine bloß unterstützende Hilfsfunktion zu beschränken. Über den Studenten, der sein Programm erfolgreich absolviert hat, urteilt der Autor so: "Man kann sich bei diesem Menschen darauf verlassen, daß er realistisch ist, daß er sich selbst verwirklicht, daß er sozial handelt und sich adäquat verhält."(49)

Mehr als das kann man nun wirklich nicht verlangen. Was Rogers hier mit dem Charisma eines Wanderpredigerers verkündet, ist von einer geradezu blauäugigen Positivität. Sein Programm verspricht dort eine "Atmosphäre der Freiheit" zu schaffen, wo der "Muff von den Talaren" nur durch die Sterilität eines modernen Großraumbüros ersetzt worden ist. Er, der nicht gerade zufällig mit seinem Mitarbeiterstab im Jahre 1968 das "Center for Studies of the Person" gründen konnte, hat eine psychologische Methode entwickelt, die sich dadurch auszeichnet, dem individuellen Studenten eine Freiheit vorzugaukeln, die er sich, weil sie objektiv nicht mehr vorhanden ist, zusammen mit anderen atmosphärisch verschaffen muß. Freiheit wird so, von ihren konstitutiven Bedingungen abgeschnitten, zu einer Art psychischer Befindlichkeit, einem innerpsychische Befriedigung auslösenden Energiequantum.

Indem Rogers äußere Realität als objektiv gesetzte akzeptiert und unangetastet läßt, lenkt er den Blick auf eine situationsgebundene Gruppenerfahrung, um hierinnen an persönlichen Qualitäten wirksam werden zu lassen, was ausserhalb nicht mehr möglich sein soll. Etwaige Fragen nach dem inhaltlichen Sinn von Veranstaltungen, nach der gesellschaftlichen Funktion bestimmter Rollenbilder, ja eine Infragestellung der Strukturen des Ausbildungssystems selber sind damit schon von vornherein ausgeschlossen, geschweige denn daß

praktische Interventionen vorstellbar wären. Rogers Lerntherapie führt so zweifelsohne zu einer Anpassung an das Bestehende, in einer Form jedoch - und das ist das Gefährliche an ihr -, in der die betreffenden Studenten diese Manipulation auch noch in Eigenregie durchführen. Die defizitären individuellen Erlebensmöglichkeiten in diesem System geschickt ausnutzend, ist diese Strategie des Lernens gerade deshalb so sehr auf die einzelne Persönlichkeit konzentriert, weil diese über eine Verinnerlichung der von ihr zunächst als äußerlich abgewehrten Leistungsanforderungen wohl die beste Gewähr für ein adäquates Funktionieren bietet; genauso wie es Rogers in der oben zitierten Textpassage definiert. Aus diesen und anderen Gründen ist es keineswegs überraschend, daß eine solche Form des "Psycho-Lernens" auch hier in der Bundesrepublik auf ein starkes Interesse gestoßen ist. Je mehr sich das politische System gegenüber Einflußmöglichkeiten von unten verschlossen, im wahrsten Sinne des Wortes "dichtgemacht" hat und die verschiedensten studentischen Gruppen mit ihren Vorstellungen an der Universität wie an einer unangreifbaren Machtbastion abprallen, desto mehr mußte der "Weg nach innen" als letzte Chance anbieten, womit diverse Psycho-techniken eine Konjunktur nach der anderen erleben.

Während der Entstehungszusammenhang der importierten Psychotechniken, die auf den Hochschulbereich bezogen sind, hierzulande zu meist nicht so recht zu überblicken ist, geht der Kontext aus amerikanischen Publikationen wesentlich deutlicher hervor. Die meisten dieser Techniken wurden im unmittelbaren zeitlichen Zusammenhang mit der amerikanischen Studentenrevolte entwickelt. Von dieser nahmen sie zwar einige emanzipatorische Impulse auf, höhlten diese aber soweit aus, daß ihr kulturrevolutionärer Gehalt sich nur allzu rasch verflüchtigte und sich als Resultat eine entpolitischierende Form psychischer Persönlichkeitsbewältigung herausstellte.

Klaus Dörner hat diesen Trend in der Entwicklung der amerikanischen Hochschulpsychiatrie genau beobachtet. Am Beispiel der systematisch durchgeführten "Mental-Health-Programme" beschreibt er deren gesellschaftspolitische Funktion: "Identität der Persönlichkeit fällt tendenziell mit der Identität des sozialen Systems und mit der verantwortlichen Anpassung an dieses zusammen; Veränderung wird im Namen der Veränderung verhindert ... Für den Studenten bietet ein solches "Mental-Health-Programm", daß er einerseits un-

ablässig zur Aktivität, zum autonom-selbständigen Handeln angestoßen wird, während ihm andererseits gleichzeitig der Raum, das Ziel, der Inhalt dieses Handelns dadurch genommen oder wenigstens beschnitten wird, daß die äußeren Widerstände in seinen Hochschuldasein einge ebnet und 'verzwischenmenschlicht', die potentiellen Brüche im zeitlichen Ablauf seiner Entwicklung überbrückt werden. So entsteht eine Scheinaktivität, ein ständig zugleich angeheiztes wie frustriertes Aktionsbedürfnis, während das Überangebot von sozialen Beziehungen dadurch entwertet wird, daß sie weder über einen gesellschaftlichen Sinnhorizont für soziales Handeln noch über die Absorption des Interesses an einem sachlichen Gegenstand motiviert und vermittelt sind, sondern formalisiert und als therapeutischer Selbstzweck aufgenötigt werden."(50) Angesichts derartiger therapeutischer Direktiven kann es nicht verwunderlich sein, daß hier auch Beatniks und Mitglieder oppositioneller Studentengruppen als "soziopathische Individuen" angesehen werden, die es mit einer angemessenen, nachträglich verstärkten Über-Ich-Bildung zu integrieren gilt. Einem Literaturhinweis zufolge sollen die Studenten solcher Gruppen allerdings fast ausnahmslos die Inanspruchnahme der entsprechenden Dienste verschmäht haben. Wie aus derselben Quelle verlautet, ist die Zahl der sich in Behandlung begebenden Studenten während der Universitätsrevolte von Berkeley äußerst stark gesunken.

Um zu keinem Mißverständnis Anlaß zu geben, muß gesagt werden, daß hier nicht einfach jede Erprobung alternativer Lebensformen kategorisch als selbsbetrügerisch und entpolitisiert hingestellt werden soll. Anhand der beiden amerikanischen Beispiele soll lediglich etwas über die Herkunft und die politischen Absichten, die mit der Entwicklung bestimmter psychologischer Techniken verfolgt wurden, deutlich gemacht werden. Anhand anderer Beispiele, die allerdings wohl nicht ganz zufällig aus anderen Zusammenhängen, auch veränderten historischen Situationen stammen müßten, könnte man auch die politische Sprengkraft der psychischen Dimension, des Unbewußten, exemplifizieren. Dazu besteht jedoch kaum Anlaß, die Inflation psychotherapeutisch geprägter Lernformen hat dafür viel zu eindeutig integrative und bewußtlos affirmierende Züge angenommen. In mancherlei Hinsicht erscheint es fast so, als hätten bestimmte studentische Gruppen die "repressive Entsublimierung", die vor einem Jahrzehnt noch als das Geschäft der Kulturindustrie angesehen wurde, nun in Eigenregie genommen.

In solchen Gruppen beginnt es zumeist damit, daß sich "auf eine Reihe unentfremdeter Bedürfnisse" berufen wird. Die Frage jedoch ist nur, woher diese "Bedürfnisse" stammen könnten; aus dem Inneren, dem Körper, der Psyche, der Natur? Es mutet schon eigenartig an, daß in einer Epoche, die die Individuen geradezu bis in die letzten Winkel ihrer Innenwelt warenförmig durchsetzt hat, das manische Insistieren auf der Unbeschadetheit bestimmter Bedürfnisse, die Beschwörung einer vermeintlichen Authentizität ständig zuzunehmen scheint.

Insbesondere verwundert dabei, daß gerade zu einem Zeitpunkt, an dem mit der Durchrationalisierung des Studienprozesses und der positivistischen Zerstreung der Studienfächer die Form einer monopolkapitalistischen Universität erstmals deutlich Gestalt angenommen hat, nun durch die bloße Veränderung der Lernformen die objektiv produzierte Entfremdung wieder abzubauen sein soll. Als wäre alles nur eine technische Frage des In-Szene-Setzens, des interaktionistischen Know-how, wie diese "natürliche Bastion der Bedürfnisse" freizulegen sei. Als wären die objektiven Bedingungen eines entsubstantialisierten Bildungsprozesses durch einen reinen Willensakt der gebeutelten studentischen Subjekte zu überwinden. Danach müßte eine Veränderung der identitätsbedrohenden Situation durch ein gruppenspezifisches Procedere zu erwarten sein, das nur die entsprechenden triebökonomischen Effekte aufzuweisen hat. Das aber ist ein Kurzschluß, ein Kurzschluß in der sensitiv reduzierten Wahrnehmungswelt der Akteure.

Der objektive Schein der humboldtschen Bildungsuniversität, eine autonome Institution zu sein, der sich historisch gerade verflüchtigt hat, kann unmöglich wieder durch ein dementsprechendes subjektives Arrangement von Veranstaltungsformen zurückgewonnen werden. Die künstlich arrangierte Autonomie solcher Seminare wird spätestens in dem Moment wie eine Luftblase zerplatzen, in dem sie mit den von den Normen abstrakter Qualifikation geprägten Strukturen konfrontiert wird. Wenn dieser desilluslo-nierende Stich - vor allem durch Prüfungsanforderungen -vielfach noch ausgeblieben ist, dann hat man das einigen Dozenten zu verdanken, die die Unterlaufensstrategie gegenüber Studienreglementierungen entweder selber mitmachen oder aber zumindest akzeptieren. Der Spielraum für das Glücken dieser Techniken wird jedoch zunehmend enger und es steht zu erwarten, daß er mit der sich abzeichnenden weiteren Durchsetzung von Kontrollmechanismen in absehbarer Zeit nur noch in Aus-

nahmefällen existieren wird. Dennoch kann es keine Frage sein, daß schon heute der Versuch, mit dem insistieren auf vermeintlich unmittelbaren Naturqualitäten in den Subjekten selber die Konfrontation mit einem hochgradig durchrationalisierten Studienbetrieb unbeschadet überstehen zu wollen, zum Scheitern verurteilt ist.

Die Bedürfnisse, die hier geweckt werden sollen, sind demgegenüber nicht nur machtlos, sondern in der vorgestellten Form selber fiktiv. "Jeder Trieb ist so gesellschaftlich vermittelt, daß sein Natürliches nie unmittelbar, sondern stets nur als durch die Gesellschaft produziertes zum Vorschein kommt. Die Berufung auf Natur gegenüber irgendeinem Bedürfnis ist stets bloß die Maske von Versagung und Herrschaft." (51) Solche Masken gibt es nicht wenige: Wunsch, Bedürfnis, Phantasie, Vitalität etc., Masken, die nicht nur die Erscheinung derer verändern, die sie sich aufsetzen, sondern durch die hindurch sich auch die Erscheinung dessen verändert, was gesehen wird. Mit dem direkten Rückgriff auf als subjektiv geltende und damit für unbezweifelbar legitim gehaltene Triebimpulse wird die Wahrnehmung des universitären Raums durch ein Raster von Erlebnisformen gefiltert, das objektive Faktoren zu meist widerstandslos hindurchrutschen läßt.

Nicht mehr was gemacht wird ist von Bedeutung, sondern wie, in welcher Form es gemacht wird; nicht mehr, daß etwas erarbeitet wird, sondern daß es selber, von der eigenen Person, erarbeitet wird, ist das Ziel; nicht mehr von der Universität zur Veränderung der gesellschaftlichen Wirklichkeit zu stimulieren, sondern in der Universität die Wirklichkeit zu simulieren, ist das Motiv. Im Grunde sind die alternativen Veranstaltungen, die aus solchen Absichtserklärungen hervorgehen, mehr oder weniger Abwandlungen ein- und desselben Themas: der Selbstdarstellung. Indem die Stoffe nur als Anlaß zur Eigenproduktion genommen werden, können auch die veränderten Lernformen kaum mehr als unterschiedliche Varianten von Selbstinszenierungen sein. Die Gegenstände aber nur als Spiegel zu betrachten, anstatt sie verändernd zu durchdringen, um sich dadurch auch selber zu verändern, macht erfahrungsarm und blind zugleich. Das Resultat ist nur allzu oft eine horrende Kritiklosigkeit gegenüber den latent affirmativen Gehalten des eigenen Tuns.

Dennoch aber gibt es eine innere Logik in der Ver-innerlichung des Protests, die ein Produkt der äußeren Logik ist. Um das deutlich

zu machen, muß ein wenig rekapituliert werden, was oben als Transformation der Bildungsuniversität in einen Qualifikationsbetrieb und des Bildungs- in den Qualifikationsprozeß beschrieben worden ist. Die Modellhypothese von der diese Interpretation ausging, war ja, daß sich die im Übergang vom Konkurrenz- in den Monopolkapitalismus realisierende Struktur sukzessive auch in allen anderen Bereichen, wenn auch teilweise mit großen Ungleichzeitigkeiten, durchsetzt. Das dominierende Moment in diesem Prozeß der Ökonomisierung war die tendenzielle Ersetzung einer regulativen Selbststeuerung durch eine intervenierende Außensteuerung und damit verknüpft die wachsende Rolle des Staates als zentraler Leitinstanz und die geradezu metastasenhafte Wucherung einzelner bürokratisch-administrativer Steuerungsinstanzen. Von besonderen historischen und politischen Faktoren beeinflusst, setzte sich dieser Prozeß mit großer Verspätung auch an den bundesdeutschen Universitäten durch löste ihre institutionelle Restautonomie vollends auf, rationalisierte ihren Betrieb ökonomisch durch und strukturierte die Wissenschaften nach den Direktiven des Positivismus bereichsweise um.

Das Resultat dieses hier stark abbreviativ beschriebenen qualitativen Wandels besteht nun darin, daß, leitmotivisch formuliert, die Universität ebenfalls zu einem Ort der Heteronomie geworden ist; daß ihre Selbstverwaltungsorgane zunehmend durch universitäts- oder kultusadministrative Entscheidungen unterlaufen werden; daß die Lehrfreiheit durch curriculare Einweisungen beschnitten wird; daß die wissenschaftliche Forschung ausgegliedert und deshalb das Studium zunehmend zum Repetierkurs wird; daß die Rolle der Dozenten auf bloße Vermittlungsfunktionen zusammenschmilzen beginnt und schließlich, daß die Studenten zum ohnmächtigen Objekt eines Qualifikationsprozesses werdender aus ihnen entweder Träger technisch-wissenschaftlich-administrativer Kompetenzen oder aber gefügige Sozialagenten machen will, die die Reproduktion des bestehenden Systems in Gang zu halten und abzusichern zu haben.

Sollte sich dieser Transformationsprozeß, der natürlich weder widerspruchslos noch abgeschlossen ist, in der hier angezeigten Weise strukturell durchsetzen - und daran kann bei allen Interferenzen, Dysfunktionalitäten, Brüchen und Phasenverschiebungen gegenwärtig kaum ein Zweifel bestehen - dann hat nicht nur die das Bestehende transzendierende Wissenschaften ihrer in der Universität institutionalisierten Form, sondern auch die an diesen Prozeß der

forschenden Selbstaufklärung geknüpfte Emanzipation der theoretisierenden Subjekte ein vorläufiges Ende gefunden: universitäre Bildung hat dann die lebensgeschichtliche Rolle im Konstitutionsprozeß der Individuen eingebüßt. Damit aber würde der Verelendungsgeschichte in einem System des relativen Überflusses ein weiteres Kapitel hinzugefügt, und die Universität würde ebenso wie andere gesellschaftliche Bereiche auch, wie die Produktionsbetriebe zum Beispiel, zu einer Stätte des bewußtlosen Treibens, gerade der Nichttranszendierung, genauer der permanenten Affirmierung des Bestehenden.

Vor dem Hintergrund der objektiven Logik im universitären Transformationsprozeß ist es nun auch möglich die innere Logik im studentischen Protestverhalten zu begreifender Versuch, durch eine psychotechnische Veränderung der Studienformen die objektive Sinn einbuße des Studiums subjektiv wieder rückgängig zu machen, ist nichts anderes als das hilflose Unterfangen, die naturwüchsige Selbststeuerung von Bildungsprozessen - Subjektbildung qua wissenschaftlicher Reflexion - durch eine künstliche Selbststeuerung von Erfahrungsprozessen - Subjektbildung qua psychosozialer Inszenierung - zu ersetzen, um damit die individuellen Konsequenzen aus der beschriebenen historischen Logik auffangen zu können. Auf der Folie der den kapitalistischen Verwertungsprozeß durchherrschenden Ersetzung von autonomen Steuerungskompetenzen durch zentrale Planungsinstanzen, die Effektivierung bezweckt und Entsubstantialisierung bewirkt, läßt sich auch das intrapsychische Auseinanderfallen des Subjekts, die Verselbständigung einzelner Partialtriebe zu einseitigen Charakterformen begreifen. Wenn überhaupt, wäre demnach auch die phänomenologisch sicher richtig einsetzende, argumentativ aber völlig kurzgeschlossene Debatte über den sogenannten "Neuen Sozialisationstyp" innerhalb dieses Kontextes und unter diesen Prämissen zu führen.

Der Zusammenhang, den es zwischen der Logik der objektiven Rationalisierung und der Logik der subjektiven Emotionalisierung gibt, läßt sich bis ins psychische Detail hinein verfolgen. Wie an der Einführung der Kapazitätsverordnungen beobachtet werden konnte, haben sich die Lehr- und Studienformen unter den Direktiven des 'scientific management' fragmentiert und die sich in diesen Formen abspielenden, unter dem Verdikt instrumenteller Zweckrationalität stehenden Erkenntnisprozesse partialisiert; als Resultat dieses Zerstreuungs- und Zergliederungsvorganges waren alle studienstra-

tegischen Reaktionsformen zum Scheitern verurteilt. Nun spielt sich aber auch in den studentischen Subjekten selber ein Diffundierungsprozeß ab, der als intrapsychische Partialisierung begriffen werden kann.

Mit den durch die Normen formaler Qualifikation geprägten Studienanforderungen werden bestimmte subjektive Fähigkeiten stark überbeansprucht, andere hingegen stark vernachlässigt. Im Zuge dieser normativen Aussonderung wird eine ganze Reihe charakterologischer Dyaden aufgespalten und jeweils eine Eigenschaft zuungunsten einer anderen bevorzugt: die affektiven Charaktermomente lösen sich von den kognitiven, die spontanen von den passiven, die aktiven von den rezeptiven, die verbalisierenden von den memorierenden usw.. Die künstliche Hochzüchtung der einen und die ihr komplementäre Verkrüppelung der anderen Charaktereigenschaft ist die unausbleibliche Folge, die es dem Subjekt zwangsläufig immer mehr erschwert, seine intrapsychische Einheit, die triebökonomische Balance, zu bewahren. Um diesen bedrohlichen Vorgang nun aber unterlaufen, auf fangen oder korrigieren zu können, hat das Subjekt verschiedene Möglichkeiten, die den gegenwärtig vorherrschenden Studienstrategien in etwa entsprechen:

1. Es kann versuchen, sich soweit als möglich diesem Partialisierungsprozeß zu entziehen, indem es passiv die Studienanforderungen befolgt, insgesamt jedoch ein weitgehend äußerlich-pragmatisches Verhältnis gegenüber den Studieninhalten aufweist - dies würde der rein Instrumenten auf einen Studienabschluß bedachten, übergroßen Mehrheit der Studenten entsprechen.
2. Es kann auf künstlichem Wege versuchen, seine "Schatten-fähigkeiten" zu den bevorzugten Partialtrieben bzw. Charakteren wieder zu beleben - das entspräche weitgehend der heutigen Protestgeneration, die ihre Rebellion gleichsam verinnerlicht hat und die in diesem Abschnitt unter dem Aspekt des Studiums als Psychotechnik beschrieben worden ist.
3. Es kann auch den einzigen Ausweg aus seiner Situation in der vollständigen Verweigerung gegenüber den ungleichgewichtigen Anforderungen sehen - diese Variante würde dem Phänomen des Absentismus entsprechen. Zu dieser Form der bewußten Verweigerung kämen aber noch die verschiedenen Möglichkeiten der un- oder halbbewußten hinzu. So müßte beispielsweise die wachsende Zahl psychisch kranker Studenten und der Studienabbrecher ebenso wie die beängs-

tigende Rate von Suizidfällen dazugerechnet werden.

Allen drei Varianten ist gemeinsam, daß sie keine qualitative Chance haben, die Einheit des Subjekts in der gegenwärtigen Universität zu retten. Wenn Synthesen möglich sind, dann entpuppen sie sich als Scheinsynthesen oder sie kündigen sich außerhalb der Hochschule an. Die ökonomische Logik der Ausbildung und die lebensgeschichtliche Logik der studentischen Individuen differieren jedenfalls soweit voneinander, daß sie keinen gemeinsamen produktiven Schnittpunkt mehr aufweisen. Das psychische Resultat aus dieser destruktiven Konstellation ist die Hervorbringung einer übergroßen Mehrheit von Charaktermasken, die sich widerspruchslos den Leistungsanforderungen und Zwängen unterwerfen, einer Minderheit von Subjektivisten, in denen aber der Widerspruch noch lebendig ist und eine wachsende Zahl von Aussteigern und Opfern. Als Subjekte jedenfalls bleiben die Studenten auf der Strecke - gleichgültig wie immer sie sich auch drehen und wenden.

DAS ENDE DER HOCHSCHULPOLITIK - EIN NEUANFANG ?

"Wir sind dabei, die akademische Würde zu verlieren - und das ist gut so."

Rudi Dutschke

"Nun, die Protestbewegung ist vorbei, die Universität ist geblieben. Manchmal frage ich mich, ob ich nicht lieber hätte, die Universität wäre vorbei, und die Bewegung wäre geblieben."

Peter Brückner

Worin besteht nun aber die politische Konsequenz aus diesem "Verschiebebahnhof der Widersprüche"? -Zunächst einmal ist es am einfachsten, jene politischen Strategien anzugeben, die zwangsläufig zum Scheitern verurteilt sind, weil sie keine Antwort auf die his-

torische Logik, wie sie sich im Transformationsprozeß von Universitäten in Qualifikationsbetriebe äußert, geben können.

1. All jene Gruppen, die sich immer noch die "Kritik bürgerlicher Wissenschaften" auf ihre Fahnen geschrieben haben, müssen mit dem weiteren Fortgang der Entwicklung auch noch den letzten Rest an Boden unter ihren Füßen verlieren und mit ihrem Ansatz letztendlich zu einer Politik des intellektuellen Schattenboxens verkommen. Mit dem qualitativen Wandel des Lehr- und Studienbetriebs, vor allem aber der Entsubstantialisierung der Wissenschaften selber, ist der methodische Primat der immanenten Negation in solchen Veranstaltungen zumeist schon im Ansatz zum Scheitern verurteilt. An einer Theorie, der keine Ansprüche mehr innewohnen, kann im Grunde genommen auch keine Kritik mehr ansetzen. Der Wissenschaftskritiker wird spätestens in dem Moment, wo er einem Fassadenkletterer gleich durch ein Kritik-Fenster die vollständige Leere des theoretischen Gebäudes erspät, wie vom Schlag getroffen von der Attrappe "Bildungsuniversität" fallen. Zu welchen ideologiekritischen Verrenkungen Gruppen Zuflucht nehmen müssen, wenn sie sich weiterhin auf Wissenschaftskritik kaprizieren wollen, läßt sich gegenwärtig am Treiben der aus München stammenden "Marxistischen Gruppen" beobachten. Ihre sarkastisch drapierten Flugblätter muten wie ein irrwitziger Ruf in den Blätterwald an, aus dem kein Echo mehr erschallen will.

2. Die Wirklichkeit einer "Demokratisierung der Hochschule", mit der die SPD die Einführung autoritär technokratischer Präsidialverfassungen legitimiert hat, läßt sich am besten unter dem Motto zusammenfassen: Wird die Politik des Kultusministeriums von den Gremien bestätigt, ist das schön, sollte dies nicht der Fall sein, stört das auch nicht weiter. Mehrheitsentscheidungen von Konvent, Senat, den einzelnen Ausschüssen und dem Studentenparlament werden im Zweifelsfalle, wenn eine ihnen entgegenstehende Priorität nicht ohnehin schon gesetzlich fixiert worden ist, einfach auf dem hierarchisch höhergelagert einsetzenden Verfügungswege übergangen. Von dieser Art ist in nahezu jeder als demokratisch apostrophierten Passage der Landeshochschulgesetze eine Notbremse angebracht, die immer dann gezogen wird, wenn sich die Mehrheitsbeschlüsse nicht mit den Erwartungen der Ministerial-bürokratie decken. Das heißt aber nichts anderes, als daß die Form der Demokratie, wenn sie vom staatlichen Interesse divergiert, zugunsten obrigkeitsstaatlicher Verfügungsgewalten aufgegeben wird. Und da jeder Beamte einer "be-

sonderen Dienstpflicht" unterliegt, hört eine solche "Demokratie" oftmals schon an der Pforte zum Staatsgebäude auf.

Diese Aushöhlung der universitären Selbstverwaltungsorgane zur Legitimationsfassade des Qualifikationsbetriebs ist eine Konsequenz aus dem sich nach den Strukturgesetzen des kapitalistischen Transformationsmodells abspielenden Prozesses, der zur Auflösung der institutionellen, das heißt auch zur Aushöhlung ihrer relativen rechtlichen Autonomie führt und die Hochschulen über die Transmissionsriemen der Kultus- und Universitätsbürokratie unmittelbar der Herrschaftsgewalt des intervenierenden Staatsapparats aussetzt. Damit müssen zwangsläufig auch alle Ansätze zu einer partizipatorischen Gremienarbeit zu institutionellen Scheingefechten verkommen, die immer dann Erfolge erringen können, wenn es um nichts geht und Niederlagen einstecken müssen, wenn an den Veränderungsinitiativen etwas von Bedeutung ist. Genau dieser Logik entspricht die sich sozialistisch drapierende, jedoch im wesentlichen bloß studienpragmatisch ausgerichtete Politik des "MSB Spartakus". So wie die DKP mit ihren gewerkschaftlich-ständischen Forderungen der Mentalität gewisser Teile der Arbeiterschaft entspricht, so ihr Studentenverband mit ebenfalls spezifisch ständischen Forderungen nicht unwesentlichen Teilen einer inzwischen auch stark von einer "Arbeitnehmermentalität" geprägten Studentenschaft. Eine "sozialistische Gremienarbeit" an den gegenwärtigen Hochschulen kann es im Prinzip nicht geben - bestimmte Ausnahmefälle allerdings sehr wohl -, weil den Gremien das für wirkliche Alternativen wesentliche Prinzip der Demokratie fehlt. Gruppen, die diesen Tatbestand zu ignorieren können glauben, machen sich nur zum unfreiwilligen Erfüllungsgehilfen der Staatsorgane.

3. Im Unterschied zur Ordinarienuniversität, in der die kritische Abarbeitung an den professoralen Autoritäten noch von einer wesentlichen Bedeutung war, hat heute eine am Rollenbild der Professoren sich entzündende Konterstrategie ihre subversive Potenz eingebüßt. Wenngleich die Infragestellung hierarchisch abgesicherter Kompetenzen in Einzelfällen noch von Bedeutung sein kann, so darf dies doch nicht darüber hinwegtäuschen, daß ein erneuter Rollenkampf zwischen Studenten und Professoren notgedrungen in die Irre führen würde. Er entspräche einfach nicht mehr der Logik eines Transformationsprozesses, in der nun auch die Rollenträger des Lehrbetriebes zum blossen Wissensmedium und damit im Prinzip ebenso, wenngleich mit gravierenden Unterschieden in den Kompensati-

onsmöglichkeiten, zum Objekt funktionalisiert worden sind, wie die Studenten als Qualifikationsobjekte auch. Ja, ihr Grad an Depravierung ist, gemessen an der hierarchischen Stufenleiter der Ordinarienuniversität, gegenüber dem des Studenten sogar noch ungleich höher; denn ihre eindeutige Herrschaftsrolle, von der früher einmal alle anderen Mitglieder der Hochschule abhängig waren, ist mit dem sich abzeichnenden Funktionsverlust des klassischen Theorieproduzenten und der Rangeinbuße des institutionell abgesicherten Autokraten durch die Subordination unter die einzelnen bürokratischen Instanzen entweder deutlich herabgestuft oder aber zumindest brüchig geworden.

Aus diesem Grunde ist die Diskrepanz zwischen tradierter Rollenerwartung, internalisierter Verhaltensdisposition und der doppelten Entmündigung vom Wissenschaftler auf der einen und vom Autokraten auf der anderen Seite zum Vollzugsorgan staatlicher Lenkungsdirektiven ebenso wie zum planmäßig eingesetzten Wissensakkumulatoren und -reproduzenten noch erheblicher als bei den Studenten. Mit diesem Hinweis soll kein Freibrief ausgestellt werden, sondern lediglich das Prinzip in diesem Funktionswandel der Rollenmuster deutlich gemacht werden. Gerade diejenigen aber, die die Malaise ihres studentischen Daseins allein auf die Existenz von Professoren zurückzuführen können meinen und deshalb zum Kampf gegen sie aufrufen, sollten sehen, daß ihre Form der Auseinandersetzung nur ein blinder Reflex ist, der die objektive Entpersonalisierung der Autoritätsverhältnisse, wie sie mit der Rationalisierung des Lehr- und Studienbetriebs auch an den Universitäten Wirklichkeit geworden ist, subjektiv wieder zurückdrehen und die Anonymität der Macht wieder in Persönlichkeitsstrukturen rückzuübersetzen versucht. Ein solcher Akt aber ist die ideelle Kompensation einer veränderungsbedürftigen Wirklichkeit anstelle ihrer Wirklichkeitsbedürftigen Veränderung.

4. Obwohl die Universität in einen Qualifikationsbetrieb verwandelt worden ist, so ist sie dennoch in ihrem Kern eine Klasseninstitution geblieben, deren Aufgabe es auch weiterhin ist, durch die Vermittlung technischer und ideologischer Kompetenzen zugleich auch Herrschaftsrollen auszubilden. Zwar hat sich das gesellschaftliche Spektrum, aus dem sich die Studenten heute rekrutieren, nicht unwesentlich gewandelt, jedoch ist die Herkunft aus sozialen Unterschichten bekanntlich keineswegs ein Garant dafür, daß dem Karrierismus widerstanden und die Zuweisung von Herrschafts-

rollen, vornehmlich in den Sozialisationsagenturen Schule, Kindergarten etc., ausgeschlagen wird. Hatte sich der Klassencharakter der Bildungsuniversität vor allen Dingen darin geäußert, daß sich zum einen der wissenschaftliche Erkenntnisprozeß als allgemeiner Emanzipationsprozeß der Gattungsgeschichte verstand und insofern die Ideologie der gesellschaftlichen Neutralität von Theorie entstand und zum anderen es ihre unzweideutige Aufgabe war, mittels dieser sich als allgemein verstehenden bürgerlichen Klassenbildung die Führungskräfte der Herrschenden auszubilden, so ist dieser überlieferte Herrschaftscharakter während der Studentenrevolte massiv infragegestellt, wenn nicht gar umzufunktionieren versucht worden. Inzwischen aber ist die Herrschaftsförmigkeit der Institution - zum Teil mit anderen Mitteln und auch auf anderen Bezugsebenen - wieder reorganisiert worden; allerdings ist ihre Funktionsweise dadurch auch eine qualitativ andere geworden. Mit der Durchrationalisierung des Universitätsbetriebes und dem Funktionswandel der Wissenschaften selber konnten sich die Theoriebildungsprozesse nicht länger mehr als allgemeiner Fortschritt menschlicher Bildung, als philosophischer Selbstzweck, mystifizieren. Dadurch aber sind die pragmatischen Funktionsbestimmungen der Ausbildungsziele einem prinzipiellen Legitimationsverlust ausgesetzt - der Herrschaftscharakter ihrer instrumentellen Zweckrationalität tritt gleichsam nackt zutage.

5. Die Verbindung von persönlichen Emanzipationsinteressen und politischen Strategiebildungsprozessen, wie sie insbesondere Oskar Negt 1976 in einem Beitrag zur Theorieentwicklung und exemplarischen Didaktik an der Hochschule gefordert hat(52), wurde über Jahre hinweg zu einem bedeutenden Orientierungspunkt, mit dem erstarrte Fronten innerhalb der akademischen Diskussion aufgebrochen und verkümmerte bzw. verdrängte Dimensionen wieder aktualisiert werden konnten. Die Veränderung der Studien- und Verkehrsformen sollte an den eigenen Bedürfnissen ansetzen und über die Herstellung von Gegenöffentlichkeit, die Entwicklung lustbetonter Widerstandsformen und die Erprobung kollektiver Lernweisen schließlich auch wieder in die persönliche Emanzipation des einzelnen Studenten einmünden. Nun hat aber dieser Ansatz ganz augenscheinlich viel von seiner ehemaligen Brisanz verloren. Der Sinnhorizont dessen, was Bedürfnis, Interesse und Erfahrung nicht bloß individuell, sondern auch gesellschaftlich heißen könnte, ist geschmolzen, und eine Politik, die unvermindert an der Priorität dieser Ansprü-

che festzuhalten versucht, läuft Gefahr, sich zunehmend in eine Kette dezisionistischer Akte zu zersetzen.

Die substantielle Verarmung von Erfahrungsprozessen, wie sie sich nach der Transformation der Bildungsuniversität in einen Qualifikationsbetrieb sukzessive auf allen institutionellen Ebenen niederschlägt, läßt sich nicht mehr durch die Mobilisierung subjektiv unterentwickelter Interessen auffangen und deshalb auch nicht mehr über Reflexions- und Diskussionsprozesse vermittelt strategisch wenden. Ja, es besteht ganz im Gegenteil die Gefahr, daß die von den objektiven Prozessen im Lehr- und Studienbetrieb abgekoppelten Emanzipationsansprüche zur bloßen Legitimationsfolie dieser als im Grunde unveränderbar hingegenommenen Vorgänge verkümmern. Eine Mentalität der Interessenspaltung und auch -aushöhlung, wie sie schon seit langem an linken Lehrern und Sozialarbeitern beobachtet werden kann, macht sich nun auch innerhalb der Hochschullinken breit: Im Kopf "links", in den Gefühlen "emanzipiert", im Handeln jedoch pragmatisch-borniert. Der offenkundige Zynismus dieser Position ist der Vorbote des kaum noch abzuwendenden Niedergangs des Emanzipationskampfes an der Universität. Mit der Mobilisierung ihrer unterdrückten Subjektivität, die vor Jahren noch eine objektive Sprengkraft besaß, stehen die Studenten hier nun auf verlorenem Posten.

6. Es ist klar, daß vor dem Hintergrund dieses grundlegenden Legitimationsdefizits von staatlichen Steuerungsprozessen leicht Konflikte zwischen den Kultus- und Universitätsbürokratien auf der einen und einer breiten Schicht von Studenten sowie einzelnen Dozenten auf der anderen Seite aufbrechen und Prozesse der Illoyalisierung und des Widerstands einleiten mußten. Diesem nicht zu unterschätzenden und seit 1967 nach wie vor anhaltenden Loyalitätsverlust sucht der Staat so entgegenzutreten, daß er einen als "demokratisch" apostrophierten Transformationsprozeß des Bildungswesens mit einer Reihe von partiellen Repressionsmaßnahmen politischer und ökonomischer Natur zu flankieren versucht.

Nun aber aus diesem Erosionsprozeß universitärer Herrschafts- und Loyalitätsformen die Schlußfolgerung zu ziehen, daß damit zugleich auch die Kontinuität der sich über technisch-wissenschaftliche und bürokratisch-administrative Kompetenzen vermittelnden Unterdrückungsfunktion erschüttert oder gar unterbrochen sei - ist genauso überzogen wie die mit dem Sichwort "Produktivkraft Wissen-

schaft" verknüpfte Hypothese, daß mit der Herausbildung des produktiven Gesamtarbeiters die Studenten zugleich in das Proletariat integriert würden. Dieses früher von Hans-Jürgen Krahl und Karl-Heinz Roth mit strategischen Absichten verbundene Theorem übersieht schlicht und einfach, daß sich trotz der objektiven Depavierung des Studenten an seiner grundlegenden gesellschaftlichen Funktionsbestimmung, nämlich mit der Vermittlung bestimmter Rollenmuster eine soziale Reproduktion des Klassenverhältnisses abzusichern, nur graduell etwas und nicht generell alles verändert hat. Aus diesem Grunde müssen auch reflektiertere Proletarisierungshypothesen, als sie beispielsweise von neoleninistischen Gruppen vertreten werden, politische Strategiebildungsprozesse innerhalb einer studentischen Opposition in die Irre führen.

Worin besteht nun aber die politische Alternative zu den vorfindbaren, meist nur seminaristischen Scheingefechten? Ohne hier vor-schnell mit einem neuen Konzept winken zu wollen, das dann im Strudel der politischen Konjunkturen nur allzu schnell wieder verschwinden würde, und ohne hier den Anschein zu erwecken, ein praktikables Konzept ausweisen zu können, soll ein Modell zumindest in Erinnerung gerufen werden, das, wäre es im gegenwärtigen allgemenpolitischen Kontext durchsetzbar, wenigstens die im Laufe dieser Arbeit aufgezeigten Zirkelschlüsse vermeiden könnte.

Um es trotz der gegenwärtigen Unrealisierbarkeit in aller Deutlichkeit zu sagen: die einzige qualitative Möglichkeit, dem strukturellen Wandel des herrschenden Hochschulsystems mitsamt seines legitimationsschwachen Wissenschaftsbetriebes Rechnung zu tragen, besteht in einem nicht pragmatisch beschränkten Projektstudium. Es ist das einzige bislang bekannte Modell, das aus den sich gegenseitig ausschließenden studentischen Partialstrategien und der Erkenntnis, daß die Universität selber nicht mehr der zentrale Ort, zumindest nicht mehr allein, eines substantiellen Wandels von Bildung zur Fortentwicklung von Emanzipationsprozessen sein kann, Konsequenzen zieht, die radikal zu wenden sind. Eine nicht pragmatisch als bloß direktere Verkoppelung von Studiengang und Berufspraxis - denn beide Bereiche müssen einer Umwälzung unterzogen werden - mißverstandene Konzeption des Projektstudiums könnte folgende politisch-emanzipativen Aufgaben erfüllen:

a) Was sich schon seit Jahren unter dem Stichwort der "Aktionsfor-

schung" ankündigt, kann den galoppierenden Prozeß der Entsubstantialisierung der Wissenschaften möglicherweise in bestimmten Bereichen aufhalten, indem der Widerspruch zwischen Theorie und Praxis nicht immer nur von der Universität her aufzubrechen versucht wird; vielmehr könnte mit dem Hineingehen in das "soziale Feld" die Empirie, anstatt bloß kategorial, nun auch praktisch die Rolle spielen, die ihr zukommt.

b) Nur durch diese Überwindung der Theorie-Praxis-Dichotomie und der sich darin ankündigenden Aufhebungstendenzen der Trennung von Hand- und Kopfarbeit - auch der von Rationalität und Emotionalität - läßt sich der Klassen- und Herrschaftscharakter von Ausbildung langfristig wirksam abbauen. Das verlangt natürlich eine Einstellung, bei der die Studenten ihre Privilegien, Rollencharaktere und Fachkompetenzen einerseits infragezustellen, andererseits aber auch zu vermitteln bereit sind.

c) Die Leitmotive der "Emanzipatorischen Sinnlichkeit", die in den Seminaren eingepfercht an gesellschaftlichem Sauerstoffmangel verkümmern müssen, könnten in außeruniversitären Bereichen, im Lebenszusammenhang der Deklassierten und Unterdrückten, jene materielle Bedeutung gewinnen, die ihnen in den seminaristisch inszenierten Scheingefechten gerade verloren geht. Nicht mehr die Simulation von Wirklichkeit im universitären Raum, sondern die Stimulation zu ihrer Veränderung im jeweiligen sozialen Bereich wäre die produktive Folge.

d) Wenn so der Prozeß der Entsubstantialisierung von Bildungsprozessen aufgehalten werden könnte, dann wäre auch mit der Veränderung der Umstände die Selbstveränderung der Veränderer qualitativ anders möglich. Ohne zu psycho-technischen Hilfsmitteln greifen zu müssen und ohne zur Charaktermaske des Systems zu erstarren, wäre es mittels einer qualitativen Veränderung des Studienstoffes und des Studienzusammenhanges möglich, die Partialisierungstendenzen im Individualisierungsprozeß aufzuhalten und intrapsychische ebenso wie soziopsychische Synthesen herzustellen, die nicht länger mehr fiktiv zu sein brauchten.

Gegenwärtig klaffen solche Tendenzen zu Projektstudiengängen, wie sie zu Beginn der siebziger Jahre in Gang gesetzt worden waren, weit auseinander, die Studiengänge selbst sind schon wieder zerfallen. Doch wenn der Traum von einem anderen Leben nicht im universitären Wartesaal verschlafen oder im alternativen Getto vor

die Hunde gehen soll, dann müssen Brücken gebaut und Netze entwickelt werden, die universitäre Ausbildung und alternative Projektarbeit wieder aufeinander beziehen können. Die Spanne dieser Kluft theoretisch auszuhalten und gleichzeitig praktisch abzubauen, könnte ein erster Schritt dazu sein.

Fußnoten:

1) Hartmut von Hentig, Universität und Höhere Schule, Gütersloh 1967, S. 35f.

2) Friedrich Paulsen, Die deutschen Universitäten und das Universitätsstudium, Hildesheim 1966, S. 430

3) Die als Motto oft zitierte Wendung entstammt zwar den "Annalen" des römischen Historikers Tacitus (55 n. Chr.), als allgemeinverbindliches Selbstverständnis des klassischen Wissenschaftlers hat es sich aber erst in der bürgerlichen Gesellschaft entfalten können. Noch radikaler heißt es bei Francis Bacon im Vorwort zu seiner "Instauratio magna": "De nobis ipsis silemus." Kant hat diesen Ausspruch der zweiten Auflage der "Kritik der reinen Vernunft" als Motto vorangestellt.

4) Siehe: Martin Greffrath (Hrsg.), Die Zerstörung einer Zukunft - Interviews mit emigrierten Sozialwissenschaftlern, Reinbek 1979, S. 98

5) Vgl.: Karl Löwith, Nietzsches Philosophie der ewigen Wiederkehr des Gleichen, Hamburg 1978

6) Alexander Kluge, Die Universitäts-Selbstverwaltung, Frankfurt 1958, S. 180f.

7) Bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts war der Promotionsabschluß mit der Erlangung der Lehrerlaubnis verknüpft. So hat z.B. Friedrich Carl von Savigny im Jahre 1800 in unmittelbarem Anschluß an die Promotion seine ersten Vorlesungen als Privatdozent an der Universität Marburg gehalten. Vgl. dazu: Alexander Kluge, a.a.O., S. 173

8) Fred Hirsch, Die sozialen Grenzen des Wachstums - Eine ökonomische Analyse der Wachstumskrise, Reinbek 1980, S. 87

- 9) Vgl.: Wolf Wagner, Der Bluff - Die Institution Universität in ihrer Wirkung auf die Arbeitsweise ihrer Mitglieder, in: Probleme des Klassenkampfes Nr. 7, Berlin 1973, S. 43-83 und ders., Uni-Angst und Uni-Bluff. Wie studieren und sich nicht verlieren?, Berlin 1977
- 10) Walter Benjamin, Gesammelte Schriften, Bd. III, Frankfurt 1972, S. 206
- 11) Erich Scheurmann (Hrsg.), Der Papalagi. Die Reden des Südsee-Häuptlings Tuivaii aus Tiavea, Zürich 1977; der eingangs zitierte Abschnitt findet sich auf S. 108.
- 12) A.a.O., S. 106
- 13) A.a.O., S. 111
- 14) A.a.O., S. 13
- 15) Horst Cain, Persische Briefe auf samoanisch, in: Anthropos Nr. 3/4, Freiburg 1975, S. 625; vgl. dazu: ders., Altu - Eine Untersuchung zur autochthonen Religion der Samoaner, Wiesbaden 1979 und zum Folgenden auch: DER SPIEGEL Nr. 22, Hamburg 1980, S. 222ff.
- 16) A.a.O., S. 620
- 17) "Revolte von Stadtindianern und Spontis" - West-Berlins Wissenschaftssenator Peter Glotz (SPD) über die Lage an den Hochschulen, in: DER SPIEGEL Nr. 26, Hamburg 1977, S. 62-65
- 18) Helga Häsing/Herbert Stubenrauch/Thomas Ziehe, Narziß - Ein neuer Sozialisationstypus?, Bensheim 1979
- 19) Almuth Bruder/Klaus-Jürgen Bruder, Unter den Talaren der Muff von 10 Jahren: die Theorie vom Neuen Sozialisationstyp, in: Psychologie und Gesellschaftskritik Nr. 11, Gießen 1979, S. 19-33
- 20) Vgl. dazu vor allem: Paul A. Baran/Paul M. Sweezy, Monopolkapital, Frankfurt 1967
- 21) Hans-Jürgen Krahl, Thesen zum allgemeinen Verhältnis von wissenschaftlicher Intelligenz und proletarischem Klassenbewußtsein, in: Konstitution und Klassenkampf, Frankfurt 1971, S. 341
- 22) Vgl. dazu: Hans-Werner Prahl, Sozialgeschichte des Hochschulwesens, München 1978, S. 12

- 23) Vgl. dazu: Wolfgang Nitsch/Claus Offe/Ulrich K. Preuß/ Uta Gerhardt, Hochschule in der Demokratie, Berlin 1965, S. 255ff.
- 24) Adam Smith, Eine Untersuchung über Natur und Wesen des Volkswohlstandes - "Wealth of Nations", Gießen 1973, II. Teil, S. 363f. Nachdem 1777 im "Göttinger Gelehrten Anzeiger" die erste deutschsprachige Rezension dieses Werkes erschienen war, setzte eine nachhaltige Rezeption in Preußen ein. Besonders verdient gemacht hat sich in diesem Zusammenhang der Königsberger Philosophie-Professor Ch. J. Kraus. Einige der wichtigsten preußischen Reformbeamten, wie der wohl bedeutendste Mitarbeiter Wilhelm von Humboldts, Nicolovius, wurden durch ihn mit den Grundgedanken der Smithschen Theorie vertraut gemacht. Vgl. dazu: Hans Gerth, Bürgerliche Intelligenz um 1800 -Zur Soziologie des deutschen Frühliberalismus, Göttingen 1976, S. 41f.
- 25) Wilhelm von Humboldt, Über die innere und äußere Organisation der höheren wissenschaftlichen Anstalten in Berlin, in: ders., Werke (hrsg. von Andreas Flitner und Klaus Giel) Bd. V, Schriften zur Politik und zum Bildungswesen, Darmstadt 1964, S. 260
- 26) Wilhelm von Humboldt, Der königsberger und der litauische Schulplan, in: ders., a.a.O., S. 170
- 27) Wolfgang Nitsch/Claus Offe/Ulrich K. Preuß/Uta Gerhardt, a.a.O., S. 50f.
- 28) A.a.O., S. 51f.
- 29) Eduard Spranger, Wandlungen im Wesen der Universität seit 100 Jahren, Leipzig 1913, S. 14
- 30) Max Weber, Wissenschaft als Beruf, in: ders., Gesammelte Aufsätze zu Wissenschaftslehre, Tübingen 1973, S. 587
- 31) Georg Picht, Die deutsche Bildungskatastrophe, Freiburg 1964, S. 9
- 32) Vgl. dazu vor allem: Elmar Altvater/Freerk Huisken (Hrsg.), Materialien zur Politischen Ökonomie des Ausbildungssektors, Erlangen 1971
- 33) Überschrift des ersten Kapitels in: Stephan Leibfried, Die angepaßte Universität - Zur Situation in den Hochschulen der Bundesrepublik und der USA, Frankfurt 1968, S. 7

- 34) Der Bundesminister für Bildung und Wissenschaft, Hochschulrahmengesetz, Bonn 1976, S. 19
- 35) Siehe dazu auch: Gert Elstermann (Hrsg.), Ausbildungskapazität, Göttingen 1971; Heinz Bolsenkötter, Ökonomie der Hochschule, Baden-Baden 1976; Rüdiger Pfeiffer-Rupp, Studien zur Kapazitätsermittlung, München-New York 1978
- 36) Egon Becker/Helmut Becker, Die KapVo: Eine neue Zwangsjacke für die Hochschul- und Studienreform, in: betrifft: erziehung Nr. 5/6, Weinheim 1976, S. 52
- 37) Bundeskanzler Helmut Schmidt am 20. Juni 1975 vor der Jahresversammlung der Max-Planck-Gesellschaft
- 38) Frederick Winslow Taylor, Die Grundsätze wissenschaftlicher Betriebsführung, Weinheim-Basel 1977
- 39) A.a.O., S. 4
- 40) Wolfgang Nitsch/Claus Offe/Ulrich K. Preuß/Uta Gerhardt, a.a.O., S. 244ff.
- 41) Vgl. dazu: Lothar Hack, Klassenlage und Interessenorientierung, in: Zeitschrift für Soziologie Nr. 1, Stuttgart 1972, S. 15ff.
- 42) R. Dore, The Diploma Disease. Education, Qualification and Development, London 1976
- 43) Zit. nach: DER SPIEGEL Nr. 28, Hamburg 1974, S. 95
- 44) Karl-Heinz Lehnardt/Ludger Volmer, Politik zwischen Kopf und Bauch - Zur Relevanz der Persönlichkeitsbildung in den politischen Konzepten der Studentenbewegung in der BRD, Bochum 1979
- 45) Johann August Schüle, Selbstbetroffenheit, Frankfurt 1977
- 46) Vgl. dazu: Peter Brückner, Die Mescalero-Affäre - Ein Lehrstück für Aufklärung und politische Kultur, Hannover 1977
- 47) Bundesministerium für Bildung und Wissenschaft, Grund- und Strukturdaten 1978, Bonn 1978, S. 107
- 48) Dieter Hoffmann-Axthelm, Die Unmöglichkeit an der Hochschule nachzudenken, in: Ästhetik und Kommunikation Nr. 29, Berlin 1977, S. 84

49) Carl Rogers, Lernen in Freiheit. Zur Bildungsreform in Schule und Universität, München 1974, S. 285

50) Klaus Dörner, Hochschulpsychiatrie: Ein Problembereich der Sozialpsychiatrie, in: ders., Diagnosen der Psychiatrie, Frankfurt 1975, S. 106f.

51) Theodor W. Adorno, Thesen über Bedürfnis, in: ders., Gesammelte Schriften Bd. 8, Frankfurt 1972, S. 392

52) Oskar Negt, Überlegungen zu einer kritischen Lektüre der Schriften von Marx und Engels, in: Reihe Theorie und Organisation, Heft 1, Offenbach 1976, S. 5-40

LITERATURVERZEICHNIS:

ADAM, Heribert: Studentenschaft und Hochschule - Möglichkeiten und Grenzen studentischer Politik, Frankfurt 1965

ABENDROTH, Wolfgang: Das Unpolitische als Wesensmerkmal der deutschen Universität, in: Universitätstage 1966 der Freien Universität Berlin, Berlin 1966, S. 189-208

ADORNO, Theodor W.: Die Einheit von Forschung und Lehre unter den gesellschaftlichen Bedingungen des 19. und 20. Jahrhunderts, in: Die Einheit von Forschung und Lehre als Problem der modernen Hochschule, Mainzer Universitätsgespräche WS 1961, Mainz 1961, S. 5-10

ADORNO, Theodor W.: Philosophie und Lehrer, in: ders., Eingriffe - Neun kritische Modelle, Frankfurt 1963, S. 29-53

ALTENDORF, Hans/BÄCKER, Gerhard/BRODA, Michael/HOFEMANN, Klaus: Arbeiterkinder an den Hochschulen, Köln 1978

ALTVATER, Elmar/HUISKEN, Freerk (Hrsg.): Materialien zur Politischen Ökonomie des Ausbildungssektors, Erlangen 1971

ANRICH, Ernst: Die Idee der deutschen Universität und die Reform der deutschen Universitäten, Darmstadt 1960

ANRICH, Ernst (Hrsg.): Die Idee der deutschen Universität -Die fünf Grundschriften aus der Zeit ihrer Neugründung durch klassischen Idealismus und romantischen Realismus, Darmstadt 1956

ASCHE, Holger: Hochschulautonomie - Wissenschaftsfreiheit im Abseits, Darmstadt-Neuwied 1975

AUTORENKOLLEKTIV: Formierte Universität - Eine Analyse zur westdeutschen Hochschulpolitik, Berlin 1968

AUTORENKOLLEKTIV: Magister und Scholaren, Professoren und Studenten - Geschichte deutscher Universitäten und Hochschulen im Überblick, Leipzig-Jena-Berlin 1981

BAETHGE, Martin: Ausbildung und Herrschaft - Unternehmerinteressen in der Bildungspolitik, Frankfurt 1970

BAHRDT, Hans Paul: Soziologie der "Massenuniversität", in: Universität und Universalität - Universitätstage 1963 der Freien Universität Berlin, Berlin 1963, S. 150-164

BARAN, Paul A. /SWEEZY, Paul M.: Monopolkapital, Frankfurt 1967

BARGEL, Tino: Sozialisation in der Hochschule, Hamburg 1975

BECK, Peter: Zwischen Identität und Entfremdung - Die Hochschule als Ort gestörter Kommunikation, Frankfurt 1975

BECKER, Carl Heinrich: Gedanken zur Hochschulreform, Leipzig 1919

BECKER, Carl Heinrich: Vom Wesen der deutschen Universität, Leipzig 1925

BECKER, Egon: Curriculare Sackgassen - Probleme sozialtechnologischer Theoriekonstruktionen und curriculumtheoretisch begründeter Planungsstrategien, Königstein/Ts. 1980

BECKER, Egon: Gesellschaftliche Funktionen der Hochschule und Reproduktionsprobleme der Gesellschaft, Stuttgart 1980

BECKER, Egon: Materialistische Bildungsökonomie und empirische Qualifikationsforschung, in: Ritsert, Jürgen (Hg.) Zur Wissenschaftslogik einer kritischen Soziologie, Frankfurt 1976, S. 248-346

BECKER, Egon/BECKER, Helmut: Kapazitätsverordnung: Neue Zwangsjacke für die Studienreform, in: betrifft: erziehung Nr. 5, Weinheim 1976, S. 52-56

BECKER, Egon/JUNGBLUT, Gerd: Strategien der Bildungsproduktion, Frankfurt 1972

BECKER, Egon/WAGNER, Bernd: Ökonomie der Bildung, Frankfurt/ New York 1977

BECKMANN, Dieter/MOELLER, Michael Lukas/RICHTER, Horst Eberhard/SCHEER, Jörn W.: Studenten - Urteile über sich selbst, über ihre Arbeit und über die Universität: Bericht über ein Forschungsprogramm der psychosomatischen Universitätsklinik Gießen, Frankfurt 1972

BENJAMIN, Walter: Das Leben der Studenten, in: ders., Gesammelte Schriften, Bd. II, Frankfurt 1977, S. 75-87

BERING, Dietz: Die Intellektuellen - Geschichte eines Schimpfwortes, Stuttgart 1978

BERNAL, John Desmond: Wissenschaft - Science in History, Reinbek 1970

BERNDT, Heide: Nachträgliche Bemerkungen zur "Unruhe der Studenten", in: Psyche Nr. 11, Frankfurt 1973, S. 1128-1151

BLANKERTZ, Herwig: Bildung im Zeitalter der großen Industrie, Pädagogik, Schule und Berufsbildung im 19. Jahrhundert, Hannover 1969

BLEEK, Wilhelm: Von der Kameralausbildung zum Juristenprivileg. Studium, Prüfung und Ausbildung der höheren Beamten des allgemeinen Verwaltungsdienstes in Deutschland im 18. und 19. Jahrhundert, Berlin 1972

BLEUEL, Hans Peter: Deutschlands Bekenner - Professoren zwischen Kaiserreich und Diktatur, Bern-München-Wien 1968

BLEUEL, Hans Peter/KLINNERT, Ernst: Deutsche Studenten auf dem Weg ins Dritte Reich, Ideologien - Programme - Aktionen, Gütersloh 1967

BOLSENKÖTTER, Heinz: Ökonomie der Hochschule, Baden-Baden 1976

BOURDIEU, Pierre/BOLTANSKI, Luc/SAINT MARTIN, Monique de/ MALDI-DIER, Pascale: Titel und Stelle - Über die Reproduktion sozialer Macht, Frankfurt 1981

BOURDIEU, Pierre/PASSERON, Jean-Claude: Die Illusion der Chancengleichheit - Untersuchungen zur Soziologie des Bildungswesens am Beispiel Frankreichs, Stuttgart 1971

BOWLES, Samuel/GINTIS, Herbert: Pädagogik und die Widersprüche der

Ökonomie - Das Beispiel USA, Frankfurt 1978

BRACHT, Ulla/HÜLSMANN, Bernd/KEINER, Dieter: Hochschulrahmengesetz, Hochschulpolitik und Klassenauseinandersetzungen in der BRD, Köln 1977

BRAUNGART, Georg u.a. (Hrsg.): Studium 80 - Hochschule in der Diskussion, Stuttgart 1981

BRAVERMANN, Harry: Die Arbeit im modernen Produktionsprozeß, Frankfurt - New York 1977

BRUCKNER, Peter: Erklärung vor den Studenten der V. Fakultät der TU Hannover zu meiner Suspendierung und ihrer Aufhebung, Hannover 1974

BRUCKNER, Peter: "... bewahre uns Gott In Deutschland vor irgendeiner Revolution!" - Die Ermordung des Staatsrates von Kotzebue durch den Studenten Sand, Berlin 1975

BRÜCKNER, Peter: Die Mescalero-Affäre - Ein Lehrstück für Aufklärung und politische Kultur, Hannover 1977

BRUCKNER, Peter/KROVOZA, Alfred: Was heißt Politisierung der Wissenschaft und was kann sie für die Sozialwissenschaften leisten?, Frankfurt 1972

BURCHARDT, Lothar: Wissenschaftspolitik im Wilhelminischen Deutschland. Vorgeschichte, Gründung und Aufbau der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften, Göttingen 1974

BUSCH, Alexander: Die Geschichte des Privatdozenten - Eine soziologische Studie zur großbetrieblichen Entwicklung der deutschen Universität, Stuttgart 1959

CLAESSENS, Dieter: Bemerkungen zur Soziologie der deutschen Universität, in: Universität und Demokratie, Universitätstage 1967 der Freien Universität Berlin, Berlin 1967, S. 54-66

DALLINGER, Peter: Hochschulrahmengesetz - Kommentar, Tübingen 1978

DELLEN, Rolf: Studieren als Lebensform, Köln-Wien 1971

DOEHLEMANN, Martin (Hrsg.): Wem gehört die Universität? - Untersuchungen zum Zusammenhang von Wissenschaft und Herrschaft anlässlich des 500jährigen Bestehens der Universität Tübingen, Gießen 1977

DÖRNER, Klaus: Die Hochschulpsychiatrie, Stuttgart 1967

DÖRNER, Klaus: Hochschulpsychiatrie: Ein Problembereich der Sozialpsychiatrie?, in: ders., Diagnosen der Psychiatrie, Frankfurt 1975, S. 96-112

ECKSTEIN, Brigitte: Hochschuldidaktik und gesamtgesellschaftliche Konflikte, Frankfurt 1972

EISENBERG, Götz: Der "neue Student" und die alternde Linke, in: Politikon Nr. 53, Göttingen 1976, S. 10-18

EISENBERG, Götz/THIEL, Wolfgang: Fluchtversuche - Über Genesis, Verlauf und schlechte Aufhebung der antiautoritären Bewegung, Gießen 1973

ELSTERMANN, Gert (Hrsg.): Ausbildungskapazität, Göttingen 1971

ENGELSING, Rolf: Arbeit, Zeit und Werk im literarischen Beruf, Göttingen 1976

ERIKSON, Erik H.: Dimensionen einer neuen Identität, Frankfurt 1975

ERIKSON, Erik H.: Identität und Lebenszyklus, Frankfurt 1971

ERIKSON, Erik H.: Jugend und Krise, Stuttgart 1970

ERIKSON, Erik H.: Lebensgeschichte und historischer Augenblick, Frankfurt 1977

EULENBURG, Friedrich: Die Frequenz der deutschen Universitäten von ihrer Gründung bis zur Gegenwart, in: Abhandlungen der philologisch-historischen Klasse der Königlich-sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften, Bd. 24, II, Leipzig 1904

FICHTE, Johann Gottlieb: Deduzierter Plan einer zu Berlin zu errichtenden höheren Lehranstalt, in: Anrich, Ernst (Hrsg.), a.a.O., S. 125-217

FICHTE, Johann Gottlieb: Über den Gelehrten, Berlin 1956

FLITNER, Andreas (Hrsg.): Deutsches Geistesleben und Nationalsozialismus, Tübingen 1965

FRIEDEBURG, Ludwig von: Vorwärts zu Humboldt? - Idee und Wirklichkeit der Universität, in: Merkur Nr. 404, Stuttgart 1982

GERSTENBERGER, Heide/VOIGT, Bodo: Studentenbewegung und formierte Hochschule, in: päd-extra Nr. 3, Frankfurt 1977, S. 44-49

GERTH, Hans: Bürgerliche Intelligenz um 1800 - Zur Soziologie des deutschen Frühliberalismus, Göttingen 1976

GLASER, Horst Albert (Hrsg.): Hochschulreform - und was nun? Berichte - Glossen - Perspektiven, Frankfurt-Berlin-Wien 1981

GOFFMAN, Erving: Das Individuum im öffentlichen Austausch, Frankfurt 1974

GOFFMAN, Erving: Interaktionsrituale, Frankfurt 1975

GOFFMAN, Erving: Interaktion: Spaß am Spiel, Rollendistanz, München 1973

GOFFMAN, Erving: Rahmen-Analyse - Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrungen, Frankfurt 1977

GOFFMAN, Erving: Stigma - Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität, Frankfurt 1975

GOFFMAN, Erving: Wir alle spielen Theater, München 1969

GOLDSCHMIDT, Dietrich: Studium wozu? 15 Punkte zum Wandel von Hochschulen und Studium in Beziehung zum Beschäftigungssystem, in: Neue Sammlung Nr. 3, Stuttgart 1979, S. 288-309

GOLDSCHMIDT, Dietrich: Zum Schicksal der deutschen Universität im Ausgang ihrer bürgerlichen Epoche, in: Neue Sammlung Nr. 1, Stuttgart 1973, S. 2-25

GREIFF, Bodo von (Hrsg.): Das Orwellsche Jahrzehnt und die Zukunft der Wissenschaft - Hochschultage der Freien Universität Berlin 1980, Opladen 1981

GRIEWANK, Karl: Deutsche Studenten und Universitäten in der Revolution von 1848, Weimar 1949

GUARDINI, Romano/DIRKS, Walter/HORKHEIMER, Max: Die Verantwortung der Universität, Würzburg 1954

GUATTARI, Felix: Psychotherapie, Politik und die Aufgaben der institutionellen Analyse, Frankfurt 1976

HABERMAS, Jürgen: Das chronische Leiden der Hochschulreform, in: Merkur Nr. 109, Stuttgart 1957, S. 265-284

HABERMAS, Jürgen: Demokratisierung der Hochschule - Politisierung der Wissenschaft?, in: Merkur Nr. 255, Stuttgart 1969, S. 597-604

- HABERMAS, Jürgen: Erkenntnis und Interesse, Frankfurt 1968
- HABERMAS, Jürgen: Legitimationsprobleme im Spätkapitalismus, Frankfurt 1973
- HABERMAS, Jürgen: Protestbewegung und Hochschulreform, Frankfurt 1969
- HABERMAS, Jürgen: Strukturwandel der Öffentlichkeit, Neuwied Berlin 1962
- HABERMAS, Jürgen: Technik und Wissenschaft als Ideologie, Frankfurt 1968
- HABERMAS, Jürgen: Theorie des kommunikativen Handelns, Frankfurt 1981
- HABERMAS, Jürgen: Universität in der Demokratie - Demokratisierung der Universität, in: Universität und Demokratie, Universitätstage 1967 der Freien Universität Berlin, Berlin 1967, S. 67-79
- HABERMAS, Jürgen: Vom sozialen Wandel akademischer Bildung, in: Universität und Universalität, Universitätstage 1963 der Freien Universität Berlin, Berlin 1963, S. 165-179
- HABERMAS, Jürgen/FRIEDEBURG, Ludwig von/OEHLER, Christoph/ WELTZ, Friedrich: Student und Politik - Eine soziologische Untersuchung zum politischen Bewußtsein Frankfurter Studenten, Neuwied-Berlin 1961
- HACK, Lothar: Klassenlage und Interessenorientierung, in: Zeitschrift für Soziologie Nr. 1, Stuttgart 1972, S. 15ff.
- HACK, Lothar: Am Beispiel Berkeley: Rigider Funktionalismus oder Neue Unmittelbarkeit?, in: Neue Kritik Nr. 41, Frankfurt 1967, S. 36-53
- HACK, Lothar/TESCHNER, Manfred: Technische Intelligenz - Meßdiener des Fortschritts?, in: links Nr. 122, Offenbach 1980, S. 39-44
- HAEBERLIN, Urs/ NIKLAUS, Eva: Identitätskrisen - Theorie und Anwendung am Beispiel des sozialen Aufstiegs durch Bildung, Bern-Stuttgart 1978
- HÄSING, Helga/STUBENRAUCH, Herbert/ ZIEHE, Thomas (Hrsg.): Narziß - Ein neuer Sozialisationstypus?, Bensheim 1979

HALFMANN, Jost: Innenansichten der Wissenschaft - Die Vergesellschaftung der abstrakten Geistesarbeit und die Krise der Metatheorien, Frankfurt-New York 1980

HARNACK, Adolf: Aus Wissenschaft und Leben, Gießen 1911

HARRIS, Chauncy D. /HORKHEIMER, Max (Hrsg.): Universität und moderne Gesellschaft, Frankfurt 1957

HAUFF, Volker/HAUNSCHILD, Hans-Hilger (Hrsg.): Forschung in der Bundesrepublik Deutschland, Stuttgart-Berlin-Köln Mainz 1976

HEGELHEIMER, Armin (Hrsg.): Texte zur Bildungsökonomie, Frankfurt-Berlin-Wien 1974

HELFER, Christian/RASSEM, Mohammed (Hrsg.): Student und Hochschule im 19. Jahrhundert, Göttingen 1975

HENTIG, Hartmut von: Magier oder Magister? - Über die Einheit der Wissenschaft im Verständigungsprozeß, Stuttgart 1972

HENTIG, Hartmut von: Universität und Höhere Schule, Gütersloh 1967

HERRLITZ, Hans-Georg: Studium als Standesprivileg, Frankfurt 1973

HERVE, Florence: Studentinnen in der BRD - Eine soziologische Untersuchung, Köln 1973

HEYDORN, Heinz J.: Über den Widerspruch von Bildung und Herrschaft, Bildungstheoretische Schriften Band 2, Frankfurt 1980

HEYDORN, Heinz J.: Ungleichheit für alle - Zur Neufassung des Bildungsbegriffs, Bildungstheoretische Schriften Band 3, Frankfurt 1980

HEYDORN, Heinz J.: Zur bürgerlichen Bildung - Anspruch und Wirklichkeit, Bildungstheoretische Schriften Band 1, Frankfurt 1980

HEYDORN, Heinz J.: Zu einer Neufassung des Bildungsbegriffs, Frankfurt 1972

HIRSCH, Fred: Die sozialen Grenzen des Wachstums - Eine ökonomische Analyse der Wachstumskrise, Reinbek 1980

HIRSCH, Joachim: Krise der Universität - Zu den gegenwärtigen Bedingungen von Hochschulpolitik, in: links Nr. 95 und 96, Offenbach 1978

HIRSCH, Joachim: Wissenschaftlich-technischer Fortschritt und

politisches System, Frankfurt 1970

HIRSCH, Joachim/LEIBFRIED, Stephan: Materialien zur Wissenschafts- und Bildungspolitik, Frankfurt 1971

HITPASS, Josef: Bildungsboom - Projektionen, Prognosen, Pläne bis 2000, Bielefeld 1970

HITPASS, Josef/MOCK, Albert: Studenteneskalation - Expansion der Studentenzahlen bis zum Jahr 2000, Bielefeld 1969

HOFMANN, Werner: Abschied vom Bürgertum - Essays und Reden, Frankfurt 1970

HOFMANN, Werner: Universität, Ideologie, Gesellschaft. Beiträge zur Wissenssoziologie, Frankfurt 1968

HOFFMANN-AXTHELM, Dieter: Die Unmöglichkeit, an der Hochschule nachzudenken, in: Ästhetik und Kommunikation Nr. 29, Berlin 1977, S. 77-92

HORKHEIMER, Max: Bemerkungen über Wissenschaft und Krise, in: ders., Kritische Theorie, Bd. I, Frankfurt 1968, S. 1-8

HORKHEIMER, Max: Sozialphilosophische Studien, Frankfurt 1972

HORKHEIMER, Max: Traditionelle und kritische Theorie, in: ders., Kritische Theorie, Bd. II, Frankfurt 1968, S. 137-200

HORKHEIMER, Max: Zur Kritik der instrumentellen Vernunft, Frankfurt 1967

HORKHEIMER, Max: Gegenwärtige Probleme der Universität, Frankfurt 1953

HORKHEIMER, Max/ADORNO, Theodor W.: Dialektik der Aufklärung, Frankfurt 1981

HORN, Klaus (Hrsg.): Kritik der Hochschuldidaktik, Frankfurt 1978

HUISKEN, Freerk: Zur Kritik bürgerlicher Didaktik und Bildungsökonomie, München 1972

HUMBOLDT, Wilhelm von: Sein Leben und Wirken, dargestellt in Briefen, Tagebüchern und Dokumenten seiner Zeit, Berlin 1953

HUMBOLDT, Wilhelm von: Werke (hrsg. von Andreas Flitner und Klaus Giel) Bd. IV, Schriften zur Politik und zum Bildungswesen, Darmstadt 1964

HUSSERL, Edmund: Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendente Phänomenologie, Den Haag 1976

HUTH, Christine: Identität und Ausbildung, Diplomarbeit, Frankfurt 1978

ILLICH, Ivan: Entschulung der Gesellschaft - Entwurf eines demokratischen Bildungssystems, Reinbek 1973

ILLICH, Ivan: Schulen helfen nicht - Über das mythenbildende Ritual der Industriegesellschaft, Reinbek 1972

ILLICH, Ivan u.a.: Entmündigung durch Experten - Zur Kritik der Dienstleistungsberufe, Reinbek 1979

JACOBSEN, Edith: Das Selbst und Die Welt der Objekte, Frankfurt 1973

JASPERS, Karl: Die Idee der Universität, Berlin-Heidelberg 1946

JENNE, Michael/ KRUGER, Marlis/ MÜLLER-PLANTENBERG, Urs: Student im Studium - Untersuchungen über Germanistik, Klassische Philologie und Physik an drei Universitäten, Stuttgart 1969

JENS, Walter: Eine deutsche Universität - 500 Jahre Tübinger Gelehrtenrepublik, München 1977 JESSEN, Hans/SCHMALZ, Ingrid: Zur sozialen Lage der Studenten, Hannover 1979

JOUHY, Ernest; Das programmierte Ich - Motivationslernen in der Krisengesellschaft, München 1973

KAELBLE, Hartmut: Chancenungleichheit und akademische Ausbildung in Deutschland 1910-1960, in: Geschichte und Gesellschaft Nr. 2, Göttingen 1975, S. 121-149

KAEHLER, Siegfried A.: Wilhelm von Humboldt und der Staat - Ein Beitrag zur Geschichte deutscher Lebensgestaltung um 1800, Göttingen 1963

KANT, Immanuel: Kritik der reinen Vernunft, Werke Bd. II, (hrsg. von Wilhelm Weischedel), Darmstadt 1975

KANT, Immanuel: Der Streit der Fakultäten, in: Werke Bd. VI, a.a.O., S. 265-393

KASSNER, Ilse/LORENZ, Susanne: Trauer muß Aspasia tragen - Die Geschichte der Vertreibung der Frau aus der Wissenschaft, München 1977

KAUFMANN, Georg; Geschichte der deutschen Universitäten, Stuttgart 1888-1896

KERNBERG, Otto F.: Borderline-Störungen und pathologischer Narzißmus, Frankfurt 1978

KEIL, Wolfgang/PIONTKOWSKI, Ursula: Strukturen und Prozesse im Hochschulunterricht, Weinheim-Basel 1973

KIENZLE, Michael: Von der Warenästhetik beim Feilbieten der Ware Arbeitskraft, in: päd-extra Nr. 9, Birkenau 1974, S. 24-25

KILLY, Walter: Der Durchschnittsstudent, in: DIE ZEIT Nr. 2, Hamburg 1963

KLOSE, Werner: Freiheit schreibt auf eure Fahnen - 800 Jahre deutsche Studenten, Oldenburg-Hamburg 1968

KLUGE, Alexander: Die Universitäts-Selbstverwaltung - Ihre Geschichte und gegenwärtige Rechtsform, Frankfurt 1958

KLUKE, Paul: Die Stiftungsuniversität Frankfurt am Main 1914-1932, Frankfurt 1972

KLÜVER, Jürgen/WOLF, Friedrich O. (Hrsg.): Wissenschaftskritik und sozialistische Praxis - Konsequenzen aus der Studentenbewegung, Stuttgart 1972

KÖNIG, Rene: Vom Wesen der deutschen Universität, Berlin 1935

KOHUT, Heinz: Narzißmus - Eine Theorie der psychoanalytischen Behandlung narzißtischer Persönlichkeitsstörungen, Frankfurt 1973

KOTOWSKI, Georg: Wilhelm von Humboldt und die deutsche Universität, in: Universität und Universalität, Universitätstage 1963 der Freien Universität Berlin, Berlin 1963, S. 16-35

KRAUL, Hans-Jürgen: Konstitution und Klassenkampf, Frankfurt 1971

KRAMER, Dieter/VANJA, Christina (Hrsg.): Universität und demokratische Bewegung - Ein Lesebuch zur 450-Jahrfeier der Philipps-Universität Marburg, Marburg 1977

KRAUCH, Helmut: Die organisierte Forschung, Neuwied-Berlin 1970

KRAUSE, Christian/LEKNERT, Detlef/SCHERER, Klaus-Jürgen: Zwischen Revolution und Resignation? - Alternativkultur, politische Grundströmungen und Hochschulaktivitäten in der Studentenschaft, Bonn

1980

KRÖHNE, Heinz W.: Angst bei Schülern und Studenten - Entstehungsbedingungen, Konsequenzen, präventive und therapeutische Maßnahmen, Hamburg 1977

KROVOZA, Alfred/OESTMANN, Axel R. /OTTOMEYER, Klaus: Zum Beispiel Peter Brückner - Treue zum Staat und kritische Wissenschaft, Frankfurt 1981

KUKUCK, Margareth: Student und Klassenkampf - Studentenbewegung in der BRD seit 1967, Hamburg 1974

KUDA, Manfred/ KUDA-EBERT, Margret: Zur Vorhersage der Selbstmordgefährdung bei Studierenden und Drogenabhängigen, Bern-Stuttgart-Wien 1981

KUCZYNSKI, Jürgen: Wissenschaft - Heute und Morgen, Köln 1973

KUCZYNSKI, Jürgen: Wissenschaftsstrategie, Berlin 1979

KUHN, Thomas: Die Entstehung des Neuen, Frankfurt 1977

KUHN, Thomas: Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen, Frankfurt 1967

LASCH, Christopher: Das Zeitalter des Narzißmus, München 1980

LEFEVRE, Wolfgang: Reichtum und Knappheit - Studienreform als Zerstörung gesellschaftlichen Reichtums, in: Bergmann, Uwe/Dutschke, Rudi/Lefèvre, Wolfgang/Rabehl, Bernd, Rebellion der Studenten oder Die neue Opposition, Reinbek 1968, S. 94-150

LEHNARDT, Karl-Heinz/ VOLMER, Ludger: Politik zwischen Kopf und Bauch - Zur Relevanz der Persönlichkeitsbildung in den politischen Konzepten der Studentenbewegung in der BRD, Bochum 1979

LEIBFRIED, Stephan: Die angepaßte Universität - Zur Situation der Hochschulen in der Bundesrepublik und den USA, Frankfurt 1968

LEIBFRIED, Stephan (Hrsg.): Wider die Untertanenfabrik, Köln 1967

LENZ, Max: Geschichte der Königlichen Friedrich-Wilhelm-Universität zu Berlin, Halle 1910-1918

LEXIS, W.: Die deutschen Universitäten, Berlin 1893

LEVITA, David J. de: Der Begriff der Identität, Frankfurt 1971

LIEBAU, Eckart: Studentische Erfahrung im Wandel, in: Neue Sammlung Nr. 5, Stuttgart 1981, S. 405-431

LOHMAR, Ulrich/ORTNER, Gerhard E. (Hrsg.): Die deutsche Hochschule zwischen Numerus Clausus und Akademikerarbeitslosigkeit - Der doppelte Flaschenhals, Hannover 1975

LUKACS, Georg: Geschichte und Klassenbewußtsein, Neuwied-Berlin 1971

LUKACS, Georg: Die Zerstörung der Vernunft, Darmstadt-Neuwied 1974

LÜTHY, Herbert: Die Mathematisierung der Sozialwissenschaften, Zürich 1970

MAAS, Utz: Potemkins Universitäten - Reformuniversitäten: Die Arbeit in Roskilde, Osnabrück und anderswo, Bensheim 1979

MAHLER, Eugen: Psychische Konflikte und Hochschulstruktur, Frankfurt 1971

MARCUSE, Herbert: Der eindimensionale Mensch - Studien zur Ideologie der fortgeschrittenen Industriegesellschaft, Neuwied-Berlin 1967

MENZE, Clemens: Bildung und Bildungswesen - Aufsätze zu ihrer Theorie und Geschichte, Hildesheim-New York 1980

MENZE, Clemens: Die Bildungsreform Wilhelm von Humboldts, Hannover 1975

MENZE, Clemens: Die philosophische Idee der Universität und ihre Krise im Zeitalter der Wissenschaften, Krefeld 1975

METZ-GÖCKEL, Sigrid: Theorie und Praxis der Hochschuldidaktik, Frankfurt-New York 1975

MOELLER, Michael/SCHEER, Jörn Psychotherapeutische Studentenberatung - Probleme der Klienten-Problematik der Institution, Stuttgart 1974

MÜLLER-WOLF, Hans-Martin: Lehrverhalten an der Hochschule, München 1977

MUMFORD, Lewis: Mythos der Maschine, Wien 1974

NEGT, Oskar: Politik als Protest - Reden und Aufsätze zur antiautoritären Bewegung, Frankfurt 1971

NEGT, Oskar: Überlegungen zu einer kritischen Lektüre der Schriften von Marx und Engels, in: Reihe Theorie und Organisation, Heft 1, Offenbach 1976, S. 3-40

NEUENDORFF, Hartmut: Der Begriff des Interesses - Eine Studie zu den Gesellschaftstheorien von Hobbes, Smith und Marx, Frankfurt 1973

NEUMANN, Franz: Demokratischer und autoritärer Staat - Beiträge zur Soziologie der Politik, Frankfurt 1967

NIETZSCHE, Friedrich: Über die Zukunft unserer Bildungs-Anstalten, in: ders., Werke (hrsg. von Karl Schlechta) Bd. III, München 1966, S. 175-264

NITSCH, Wolfgang: Hochschule - Soziologische Materialien, Heidelberg 1967

NITSCH, Wolfgang: Die soziale Dynamik akademischer Institutionen - Trend-Report zur sozialwissenschaftlichen Hochschulforschung, Weinheim-Basel 1973

NITSCH, Wolfgang/OFFE, Claus/PREUß, Ulrich K. /GERHARDT, Uta: Hochschule in der Demokratie - Kritische Beiträge zur Erbschaft und Reform der deutschen Universität, Berlin -Neuwied 1965

ORTMANN, Hedwig/MÜLLER, Burkhard/FUCHS, Werner: Universitärer Alltag - Lernen, Lehren und Leben an der Hochschule, Gießen 1977

PAULSEN, Friedrich: Die deutsche Universität und das Universitätsstudium, Berlin 1902

PAULSEN, Friedrich: Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten vom Ausgang des Mittelalters bis zur Gegenwart, Berlin-Leipzig 1885

PAULSEN, Friedrich: Wesen und geschichtliche Entwicklung der deutschen Universitäten, in: Lexis, W. (Hrsg.): Die deutschen Universitäten, Berlin 1893

PAULSEN, Friedrich: Überblick über die geschichtliche Entwicklung der deutschen Universitäten mit besonderer Rücksicht auf ihr Verhältnis zur Wissenschaft, in: Lexis, W. (Hrsg.): Das Unterrichtswesen im Deutschen Reich, Bd. I, Die Universitäten, Berlin 1904

PEISERT, Hansgert/FRAMHEIN, Gerhild: Das Hochschulsystem in der Bundesrepublik Deutschland - Funktionsweise und Leistungsfähig-

keit, Stuttgart 1980

PFEIFFER-RUPP, Rüdiger: Studien zur Kapazitätsermittlung, München-New York 1978

PFETSCH, Frank: Zur Entwicklung der Wissenschaftspolitik in Deutschland 1750-1914, Berlin 1974

PICHT, Georg: Die deutsche Bildungskatastrophe, Freiburg 1964

POHRT, Wolfgang (Hrsg.): Wissenschaftspolitik - von wem, für wen, wie? - Prioritäten in der Forschungsplanung, München 1971

POLLOCK, Friedrich: Automation - Materialien zur Beurteilung der ökonomischen und sozialen Folgen, Frankfurt 1964

PRAHL, Hans-Werner: Hochschulprüfungen - Sinn oder Unsinn? München 1976

PRAHL, Hans-Werner: Prüfungsangst, München 1977

PRAHL, Hans-Werner: Sozialgeschichte des Hochschulwesens, München 1978

PRAHL, Hans-Werner/SCHMIDT-HARZBACH, Ingrid: Die Universität - Eine Kultur- und Sozialgeschichte, München-Luzern 1981

PREUß, Ulrich K.: Bildung und Herrschaft - Beiträge zu einer politischen Theorie des Bildungswesens, Frankfurt 1975

PREUß, Ulrich K.: Das politische Mandat der Studentenschaft, Frankfurt 1969

PREUß, Ulrich K.: Das Problem Bildung - Bildung und Qualifikation, in: Neue Sammlung Nr. 1, Göttingen 1973, S. 26-41

QUETSCH, Cäcilie: Die zahlenmäßige Entwicklung des Hochschulbereichs in den letzten fünfzehn Jahren, Berlin-Göttingen-Heidelberg 1960

REICKE, Emil: Der Gelehrte in der deutschen Vergangenheit, Leipzig 1924

REICKE, Emil: Magister und Scholaren - Illustrierte Geschichte des Unterrichtswesens, Leipzig 1901

REINKE, Ellen Katharina: Psychologiestudium und Politisierung - Studentische Selbstorganisation als Kritik der Psychologie, Frankfurt 1973

RIESE, Reinhard: Die Hochschule auf dem Weg zum wissenschaftlichen Großbetrieb - Die Universität Heidelberg und das badische Hochschulwesen 1860-1914, Stuttgart 1977

RILLING, Rainer: Kriegsforschung und Vernichtungswissenschaft in der BRD, Köln 1970

RINGER, Fritz K.: Bildung, Wirtschaft und Gesellschaft in Deutschland 1800-1960, in: Geschichte und Gesellschaft Nr. 1, Göttingen 1980, S. 5-35

RITTER, Gerhard: Die Krisis des deutschen Universitätswesens, Tübingen 1960

RITTER, Joachim: Die Aufgabe der Geisteswissenschaften in der modernen Gesellschaft, in: ders., Subjektivität, Frankfurt 1974, S. 105-140

ROGERS, Carl R.: Lernen in Freiheit - Zur Bildungsreform in Schule und Universität, München 1974

ROLSHAUSEN, Claus: Wissenschaft und gesellschaftliche Reproduktion, Frankfurt 1975

ROSSANDA, Rossana u.a.: "Il Manifesto" - Thesen zur Schul- und Hochschulpolitik, Berlin 1972

ROTH, Karl Heinz/KANZOW, Eckard: Unwissen als Ohnmacht - Zum Wechselverhältnis von Kapital und Wissenschaft, Berlin 1970

RÜHLE, Otto: Idee und Gestalt der deutschen Universität, Berlin 1966

SCHÄFER, Gerhard: Studentische Korporationen - Anachronismus an bundesdeutschen Universitäten, Gießen 1977

SCHELER, Max: Die Wissensformen und die Gesellschaft, Bern-München 1960

SHELLING, Friedrich Wilhelm Joseph: Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums, in: Anrich, Ernst (Hrsg.), a.a.O., S. 1-123

SCHELSKY, Helmut: Einsamkeit und Freiheit - Idee und Gestalt der deutschen Universität und ihrer Reformen, Reinbek 1963

SCHILLER, Friedrich: Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte, in: ders., Schriften Bd. IV, Frankfurt 1966,

S. 421-438

SCHLEIERMACHER, Friedrich: Gelegentliche Gedanken über Universitäten in deutschem Sinn, nebst einem Anhang über eine neu zu errichtende, in: Anrich, Ernst (Hrsg.), a.a.O., S. 219-308

SCHLICHT, Uwe: Vom Burschenschaftler bis zum Sponti - Studentische Opposition gestern und heute, Berlin 1980

SCHREIBER, Georg: Deutsche Wissenschaftspolitik von Bismarck bis zum Atomwissenschaftler Otto Hahn, Köln-Opladen 1954

SCHÜLEIN, Johann August: Monster oder Freiraum? - Texte zum Problemfeld Universität, Gießen 1979

SCHULEIN, Johann August: Von der Studentenrevolte zur Tendenzwende oder der Rückzug ins Private - Eine sozial-psychologische Analyse, in: Kursbuch Nr. 48, Berlin 1977, S. 101-119

SCHULEIN, Johann August: Selbstbetroffenheit - Über Aneignung und Vermittlung sozialwissenschaftlicher Kompetenz, Frankfurt 1977

SCHÜMM, Wilhelm: Kritik der Hochschulreform - Eine soziologische Studie zur hochschulpolitischen Entwicklung in der Bundesrepublik Deutschland, München 1968

SCHULZ, Gerhard: Was wird aus der Universität? - Standpunkte zur Hochschulreform, Tübingen 1969

SDS-Hochschuldenkschrift, Frankfurt 1972

SEIFFERT, Helmut: Hochschuldidaktik und Hochschulpolitik, Neuwied-Berlin 1969

SMITH, Adam: Eine Untersuchung über Natur und Wesen des Volkswohlsandes - "Wealth of Nations", Gießen 1973

SOLLA PRICE, Derek J.: Little Science, Big Science, Frankfurt 1974

SOLLA PRICE, Derek J.: Science since Babylon, New Haven 1961

SOMMERKORN, Ingrid N. (Hrsg.): Identität und Hochschule - Probleme und Perspektiven studentischer Sozialisation, Hamburg 1981

SPAZIER, Dieter/BOPP, Jörg: Grenzübergänge - Psychotherapie als kollektive Praxis, Frankfurt 1975

SPERLING, Eckhard/JAHNKE, Jürgen: Zwischen Apathie und Protest, Bd. 1 und 2, Bern 1974

SPRANGER, Eduard: Wandlungen im Wesen der Universität seit 100 Jahren, Leipzig 1913

SPRANGER, Eduard: Wilhelm von Humboldt und die Reform des Bildungswesens, Tübingen 1975

STUDENTENBERATUNG, in: Studentische Politik Nr. 6/7, Bonn-Bad Godesberg 1973

STUDENT UND PSYCHOTHERAPIE, in: Studentische Politik Nr. 3/4, Bonn-Bad Godesberg 1971

STRAUSS, Anselm: Spiegel und Masken - Die Suche nach Identität, Frankfurt 1968

STUBY, Gerhard: Disziplinierung der Wissenschaft - Zur Rechtmäßigkeit studentischer Kampfmaßnahmen, Frankfurt 1970

TAUBE, Mortimer: Der Mythos der Denkmaschine, Reinbek 1966

TAYLOR, Frederick W.: Die Grundsätze wissenschaftlicher Betriebsführung, Weinheim-Basel 1977

TEICHLER, Ulrich (Hrsg.): Hochschule und Beruf - Problemlage und Aufgaben der Forschung, Frankfurt-New York 1979

TEICHLER, Ulrich/HARTUNG, Dirk/NUTHMANN, Reinhard: Hochschulexpansion und Bedarf der Gesellschaft, Stuttgart 1976

TOURAINÉ, Alain: Briefe an eine Studentin - Verfall und Wiederaufbau der Gesellschaft, München 1976

ULLRICH, Otto: Technik und Herrschaft - Vom Handwerk zur verdinglichten Blockstruktur industrieller Produktion, Frankfurt 1977

VAHRENKAMP, Richard (Hrsg.): Technologie und Kapital, Frankfurt 1973

VOLMERC, Birgit: Die Vergesellschaftung psychopathologischer Strukturen im Produktionsprozeß, in: Produktion, Arbeit Sozialisation, Frankfurt 1976

VOLMERC, Ute: Identität und Arbeitserfahrung, Frankfurt 1978

WAGNER, Wolf: Der Bluff - Die Institution Universität in ihrer Wirkung auf die Arbeitsweise und das Bewußtsein ihrer Mitglieder,

in: Probleme des Klassenkampfes Nr. 7, Berlin 1973, S. 43-83

WAGNER, Wolf: Uni-Angst und Uni-Bluff - Wie studieren und sich nicht verlieren?, Berlin 1977

WEBER, Alfred: Die Not der geistigen Arbeiter, München-Leipzig 1923

WEBER, Max: Wissenschaft als Beruf, München-Leipzig 1919

WEINBERG, Alvin M.: Probleme der Großforschung, Frankfurt 1970

WEIZENBAUM, Joseph: Die Macht der Computer und die Ohnmacht der Vernunft, Frankfurt 1978

WEISCHEDEL, Wilhelm (Hrsg.): Idee und Wirklichkeit einer Universität - Dokumente zur Geschichte der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin, Berlin 1960

WENDEL, Günter: Die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft 1911-1914 - Zur Anatomie einer imperialistischen Forschungsgemeinschaft, Berlin 1975

WETZEL, Dietrich: Marxismus an der Universität - Vorschläge zur thematischen Strukturierung einer überfälligen Diskussion, in: Reihe Theorie und Organisation, Heft 1, Offenbach 1976, S. 41-100

WETZEL, Dietrich: Zum "Fall Brückner" - Tatsachen und Tendenzen, Hannover 1979

WISSENSCHAFT IM DIALOG (Hrsg.): Wem nützt die Wissenschaft? Beiträge zum Verhältnis von Universität und Gesellschaft, München 1981

WÖLLER, Friedrich: Psychische Störungen bei Studenten und ihre sozialen Ursachen, Weinheim-Basel 1980

WOLSCHNER, Klaus (Hrsg.): Studentenleben, Reinbek 1980

ZEH, Wolfgang: Finanzverfassung und Autonomie der Hochschule, Berlin 1973

ZIEHE, Thomas: Pubertät und Narzißmus - Sind Jugendliche entpolitisiert?, Frankfurt-Köln 1975

ZIOLKO, Horst-Ulfert (Hrsg.): Psychische Störungen bei Studenten, Stuttgart 1969

Lebenslauf:

Als Sohn von Lorenz und Elisabeth Kraushaar, geborene Müller, wurde ich am 2. September 1948 in Niederurff, in Hessen, geboren.

Nach dem Abitur an der König-Heinrich-Schule in Fritzlar begann ich 1968 mein Studium. Ich schrieb mich an der Johann Wolfgang Goethe-Universität in Frankfurt in den Fächern Philosophie, Psychologie und Soziologie ein. Als Kriegsdienstverweigerer mußte ich von 1969 bis 1970 meinen Ersatzdienst als Pfleger in einer Psychiatrischen Anstalt in Köppern bei Bad Homburg ableisten.

Das Studium konnte ich zum Wintersemester 1970/71 wieder aufnehmen. Ich setzte es von nun an in den Fächern Politikwissenschaft, Philosophie und Germanistik fort.

Meine Lehrer waren Theodor W. Adorno, Egon Becker, Iring Fetscher, Ludwig von Friedeburg, Karl-Heinz Haag, Alfred Lorenzer, Alexander Mitscherlich, Oskar Negt, Alfred Schmidt und Hermann Schweppenhäuser, sowie Jürgen Habermas.